

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 18 — Sonntag, 5. Mai 1935

Der Frühling der Erlösung.

Jetzt wird die Welt recht neugebor'n,
jetzt ist die Maienzeit;
jetzt tauet auf, was war erfor'n
und durch den Fall verschneit;
jetzt sausen die Winde
erquicklich und linde,
jetzt singen die Lüfte,
jetzt tönen die Grüfte,
jetzt hüpf und springet Berg und Tal.

Jetzt ist der Himmel aufgetan,
jetzt hat er wahres Licht;
jetzt scheuet Gott uns wieder an
mit gnädigem Angesicht;
jetzt scheint die Sonne
der ewigen Wonne;
jetzt lachen die Felder,
jetzt jauchzen die Wälder,
jetzt ist man voller Fröhlichkeit.

Angelus Silesius (1624—1677).

Blühendes Land im Mai.

Die Kätzchen schleichen sanft über die Strafe, sie sitzen saumselig auf warmen Mauern und blinzen die Augen zu. Was braucht man viel zu gucken? Sie spüren den Frühling im Pelz, auf den die junge Sonne brennt. Den wilden Tauben steigt das lenzliche Wesen in die Kehle. Weit und breit sitzen sie auf den Bäumen im Wald und lassen ein heftiges, leidenschaftliches Gurren hören: „Rucke-di-guh-uh—“. Darin liegt eine ganze Welt von Schwärmerei und Begeisterung. Dem Menschen geht der Frühling mitten ins Herz. Er staunt von der freien Wälderhöhe ins junge Jahr hinaus. Er fühlt mit allen Sinnen die festliche, die ihm zugedachte Welt. Einen Augenblick zaudert noch in ihm der Wintermensch. Dann greift er zu mit Augen, Gehör und allem inneren Begehren.

Ein Magnolienbaum leuchtet mit tausend Flammen im Garten. Weiß, rosa, fleischfarben bricht das Blühende aus ihm heraus. Was für eine Entladung! Aber kaum sind die Blumen an den Zweigspitzen ausgespreizt, so beginnt schon das Fallenlassen einzelner Blütenblätter, als sei des Schmuckes zuviel. Wie Seidenbänder und gelöste Perlenschnüre vom Kleid einer Frau rieselt es leuchtend zu Boden. Die Magnolienblüte ist wie eine Szene aus einem südlicheren, heißeren Frühling in unsern Nordlandfrühling eingewoben, ein hitziges Ausbrechen und ein schmachthafes Vergehen.

Wie zart und beständig steht daneben der alte Kirschbaum, über und über weiß beschäumt! Der Stamm ist kohlschwarz, schwarze Zweige tragen die schneige Beflockung, aber dahinter scheint der klare Himmel durch. Blickt man ins Geäst, so webt sich aus Schwarz, Weiß und Blau ein Dreiklang kühl und frisch. Von den Lärchen hängt in langen Strähnen glitzernder, hellgrüner Zierat nieder und schmilzt zärtlich in die Rosenwolken der Pfirsichblüte herab. Aus hundert Sträuchern flammt es zitronengelb und lachsrot, aber dazwischen sieht man feine, verschwiegene Dinge, wie jenes Bäumchen, das weiße Blüten zu braunen Jungblättern führt, zart und edel aufgebaut über Beeten von rotgelben Tulpen und blauen Hyazinthen.

Aber es heißt heraufsteigen aus der Welt der Gärten, Wälderhöhen wollen geliebt und besucht werden zum Schauen ins tausendfach überblühte Land. Ueberall an den Hängen, hier in ganzen Wolken, dort von rosigem Büschchen durchsetzt, dampft das weiße und perlgraue Wunder der Kirschblüte auf — ein schimmerndes, lachendes Naturfest, das eine ganze Landschaft hochzeitlich verzaubert. Und überall mischt sich das Leben der



Ringel - Ringel - Reigen . . .

Foto: W. Pfeifer. Neuz

jungen Belaubung hinein. Am Berghang drüben kann man wie auf einer Tafel sehen, was jetzt für vielfaches Grün in der Welt ist. Hier gelblich und warm, da dunkel und dröhnend, dort blaugrün und köstlich kühl, wie an den jungen Birken, die sich erst seit ein paar Tagen umschleiert haben. Hier sieht das Grün aus wie in sanftestem Pastellstaub hinweggewischt, dort erscheint es kräftig getupft und gepunktet, weiter hinaus, wo die Aecker voll Sommerfrucht zum Wald ziehen, liegt es in saftigen, breiten Strichen, und durch die Buchenforste hin lebt es als meergrünes, schaumiges Gewölk und baut aller Sommerlust das hochgewölbte Haus.

Stille sein und in die weite Ebene hinausschweigen! Die liegt endlos da unten, ruhevoll wie ein unbewegtes Meer. Ich weiß dort unten im weiten Tiefraum Aecker, Wiesen und ganze Völker von Kieferwäldern, viele Dörfer, Strafen und Bäche — aber alles ist eingeschmolzen in blauen Duft. Die Kammlinie des Bergzugs schwingt sich fern hinab zum Süden, heiter wie eine wehende Bayernfahne, und hoch baut sich ein Himmel darüber voll Silberdunst, der von dem vierlosen Wachstum in Wäldern und Feldern ausgeatmet scheint. Ist es Täuschung? — überm Grashang, der von der Höhe nach abwärts geht, quirlen wahrhaftig schon kleine, flimmernde Luftsäulchen, wie im Hochsommer! Wirkt das schon die Sonne? Oder strahlen da aus der

Erdrume Kräfte des Wachsens aus, welche die Luft wirbeln machen?

Aber in der Brust des Menschen — so ist es in jedem Frühling — geht ein Gefühl zurück in Jugend und Kinderland. Ein goldenes Heimweh bauscht sich um ihn, und gerade die junge Fülle an Leben ist es, der es entspringt. Etwas in uns kann nicht vergessen; gerade im Frühling, wenn alles so entschieden nach vorwärts durchbricht, fallen für den Menschen auch die Schranken, die sich vor das Vergangene gestellt haben, und viel Erinnerung überströmt sein Herz. Er spürt deutlich, wie ihm die weite Schau ins blühende Land manches Vergangene ans Herz legt, und manches auch, das weder vergangen noch zukünftig ist, sondern das Zeichen einer ewigen Sehnsucht trägt. Aber das alles ist nicht zu trennen von einem fröhlichen Gefühl der jetzigen Stunde, von einer heiteren Gegenwärtigkeit, in der sich alles erfüllt.

Der Frühling läßt den Menschen auf einer Grenze schweben, wo er fühlt, daß ihm vieles Verschiedene zugeordnet ist, Süße des Daseins und herbes Schicksal, Freude an jeder Blume und Liebe in allen Tiefen der Welt hinaus. Er wird des Vergangenen und des ewig Zukünftigen gewiß in der Stunde einer schimmernden Freude, von der kaum zu sagen ist, ob ein irdisches oder ein geistiges Licht sie erleuchtet.

W. M.

Max Dürr:

Der Maulbronn-König.

Das war der Herzog Ulrich von Württemberg, ein gar freier Herr. Dem war das Kloster Maulbronn ein Dorn im Auge, weil ihn dünkte, es wäre vortrefflich geeignet, sein eigenes Herzogtum abzurunden und völliger zu machen. Das Kloster aber stand unter Schutz und Schirm des Kurfürsten von der Pfalz, denn allein hätten es die Mönche nicht fertig gebracht, sich aller ihrer Feinde zu erwehren. Sie hatten darum eine Kompanie Kurfürzler im Quartier und rechneten, es läme sie immer noch billiger, als wenn ihnen böse Nachbarn — zu denken an den Badener und den Württemberger — allbereits das Ganze nähmen.

Aber so klug und weiterfahrend die Mönche waren, hatten sie's diesmal doch falsch gemacht. Da die kurfürstlichen Wirtelsbacher und die bayerischen Wittelsbacher einander Erbfeinde halber in die Haare gerieten — denn bei den Fürsten ist das nicht anders wie bei den gemeinen Leuten! — und der Bayer Bündnis suchte, so kam der Württemberger mit der Bereitwilligkeit zu Hilfe, gedachte die Gelegenheit zu nützen und versprach dem Bayern, seinem Gegner soviel Abbruch zu tun als er könne.

Darum zog er sogleich ein Heer zusammen, es sollen bei zwanzigtausend gewesen sein, Reiter und Fußvolk zog vor Maulbronn und umschloß es ganz und gar, meinte auch mit leichter Mühe des Klosters und seiner Mönche Herr zu werden. Aber hatten sich erst die Mönche verrednet, wie ich schon sagte, so verrednete sich jetzt der Herr Herzog.

Als Herr Ulrich in eigener Person vor den stattlichen Torturmritt, fand er das Tor geschlossen und die Zugbrücke aufgefahren, und als er den Herold blasen ließ und die Mönche aufforderte, das Kloster zu übergeben, bekam er schimpfliche Antwort von den pfälzischen Kriegsheuten, es solle der Herr Herzog hereinreiten, wenn er könne, wenn er aber nicht ein Flügelroß hätte gleich dem Pegasus, werde er wohl draußen bleiben müssen. So aber der Herr Herzog gedachte, vor den Mauern zu lagern, so hätten sie drinnen den Fruchtfaß — so heißt der großmächtige, hochgiebelige steinerne Stadel im Klosterhofe — bis oben voll mit gutem Korn und darunter in den Kellern Wein genug bis zum übernächsten Herbst und noch länger.

Denn war auch die kurfürstliche Kompanie nur gering an Zahl im Vergleich zu der gewaltigen Uebermacht des Herzogs, so waren sie doch durch Hürde des Klosters und Laienbrüder, die Wehr und Waffen angetan hatten, vermehrt und pöchten auf die Stärke ihrer Mauern und die festen Türme und waren guter Dinge, weil sie nicht anders dachten, als der Kurfürzler werde sie auch nicht im Stiche lassen und zum Entsatz herüberbringen.

Doch der Herzog, der ein junger, hitziger Herr war, schwur, nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis er das Nest gewonnen hätte. Er schickte Eilboten nach Stuttgart, wo er zwei große Geschütze stehen hatte, die damals noch große Seltenheit waren, und gab Befehl, sie sogleich herüberzuführen, schickte auch nach Ulm und Nürnberg, wenn schon er sonst kein Freund der Städte war, und bat, ihm schweres Geschütz zu leihen, versprach auch die Kosten und noch mehr zu bezahlen und ihnen auch einmal Hilfe zu leisten, wenn es ihnen not täte.

Wirtelsweile ließen es sich die Kurfürzler im Kloster bei Wein und reichlicher Nahrung wohl sein, hatten Türme, Mauern und Wehrgänge besetzt und gaben den Württembergern, die draußen um das Kloster waren, manch ärgerliches Hohnwort zu hören. Indessen, den Mönchen selbst ahnte Schlimmes. Sie plamobierten und beteten bedrückten Herzens, der Herr möchte sie von dem Uebel und aus Feindeshand erretten, und konnten nicht froh werden, so schön draußen die Sonne lachte.

Und sie befehlten recht, denn nach wenig Wochen brachte einer von den hiesigen Bauern, der durch ein Törlein nahe dem tiefen See ins Kloster schlüpfte, die böse Nachricht, es seien droben am Hohenweier vier Geschütze aufgestellt und hätte man zweihundertfünfzig Pferde für jedes einzelne gebraucht, es herzuführen, so groß und ungeschlacht seien sie; seien auch ganze Berge von großen, runden Steinblöcken aufgeschichtet.

Da verging auch den weinstrotzen Kurfürzern das Lachen. Aber sie schwallten die Sturmhauben fester, sahen die Panzerhemden noch besser durch und legten Streifkolben, Speer und Steinbleader handlich.

Indessen der Herzog hütete sich, das feste Schloß zu stürmen und vielleicht Mißerfolg zu ernten, und gedachte, mit der Umerin, Nürnbergin, der Hofin und der Wauerin — so hießen die Geschütze — besser und leichter zum Ziele zu kommen. Und um die Sonnenwende begann, wenn schon die Sonne am heiteren blauen Himmel stand, ein Wippen, Donnern und Stachen und machte die Herzen der Belagerten erzittern, denn jedermann erkannte, daß gegen dieses steinerne Wetter, das über sie hereinbrach, keine Hilfe sei, und daß die eigenen Waffen, selbst die Mauern und Türme, ebenso wie feste Arme und Geißeln im Kampf, zu nichts mehr nütze sein.

Als aber die ungeheuerlichen Geschütze in das Kloster selbst fielen, eines durch das hohe Fenster im Chor der Kirche geschleudert wurde und mit gewaltigem Getöse nahe dem Hochaltar niedererschmetterte, zwei Sandsteinplatten zertrümmerten, da redeten die Mönche zur Uebergabe. Denn eher wollten sie das eigene Leben lassen, als daß dies prächtige Gotteshaus sollte zu Grunde gehen.

Des waren auch die Kurfürzler Kriegsheute froh, denn sie sahen wohl, daß im Falle weiteren Widerstandes keine Nag das Leben retten werde, so aber gedachten sie vielleicht noch glimpflich davonzukommen. Sie banden also ein weißes Tuchlein an einen Steden und ließen es zum oberen Fenster des Torturmes hinauswehen, zum Zeichen, daß sie Frieden machen wollten, ohne gleichwohl vorfichtshalber das Tor selbst zu öffnen und die Zugbrücke niederzulassen.

Augenblicks sahen die Württemberger das Zeichen, und ein Oberker ritt heran und fragte, was es zu bedeuten hätte. Die Kurfürzler erwiderten, sie wären gekommen, das Kloster zu übergeben, würde ihnen gestattet, mit Wehr und Waffen abzugehen.

Aber da der Herzog aufmerksam gemacht worden war, kam er selbst eilends herbeigekragt, und da er das Angebot vernahm, schlug er's in hellem Zorn ab. Es hat euch vorher nicht geküsst, mir das Tor zu öffnen, also sollt ihr's jetzt büßen. Uebergebet euch auf Gnade und Ungnade, oder ich schicke das Nest zusammen, rief er böse zurück.

Die Eingeschlossenen waren über die harte Antwort erschrocken, und sie berieten bekümmert, was zu tun sei, kamen aber, da sie ihr Mut gänzlich verlassen hatte, die anderen allbereits wieder ansetzen, Steinblöcke in das Kloster zu schießen, zu dem Ziele, sie wollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Also wurde die Zugbrücke heruntergelassen und das Tor geöffnet, und sogleich ergoß sich der wilde eiserne Schwarm der Württemberger, Reiter und Fußvolk, in den Klosterhof,

wohlgeläutet und drohend mit gezückten Schwertern und Speeren, mit erhobenen Streitärten und Morgensternen. Denn die Württemberger wußten nicht, wie es im Innern des Klosters stand, und glaubten an Hinterhalt.

Da verloren nicht wenige von den Kurfürzern und den Klosterleuten ihr Leben, die Sieger waren grimmig und wenig zur Milde geneigt, dachten auch an nichts als an Beutemachen und Plünderung.

Aber in der Herrenkirche, wie sie durch den Eingang des „Paradieses“ betreten wird, waren die Mönche um ihren Abt geschart, langen knieend das Miserere und hielten ihres Geschickes, denn es war wohlbekannt, daß der Herzog den Mönchsleuten, wie er sie höhnisch benannte, am allermeisten grölle.

Und schon hallten schwere Stöße des Sturmwindes gegen die lederbeschlagnen, verschloßenen Torsflügel der Kirche, sie brachen auf, und einbrang der Feind, und unter den ersten der Herzog Ulrich mit dem großen Schwerte in der gepanzerten Faust.

Herr, unser Gott, erbarme dich; unser Gott, erbarme dich, sagen die knieenden Mönche in dumpfem Chöre, die Stim demütig gebeugt.

Da stakten die eindringenden Krieger, in Ehen vor der heiligen Schönheit des Raumes. Während draußen die helle Sommer Sonne schien, war hier innen dunkle, kühle, weichevolle Nacht. Und immer wieder sang der tiefstimmige Chor der Mönche, das große schwarze Kreuz auf dem weißen Gewande: „Herr, unser Gott, erbarme dich unser!“

Aber der Herzog schrie: „Kein Erbarmen! Büßen sollt ihr, da ihr euch euren rechtmäßigen Herrn widersetzet. Rebellen seid ihr!“

Doch der Abt erhob sich, auch er ein Herrscher: „Keinem Herrn waren wir untertan denn unserem Herrn Jesus Christus allein! Aber in weltlichen Dingen standen wir unter dem Schutz von Kurfürzern. Niemals waren wir Gefolgsleute eines Württembergers, und ihr heißt uns zu Unrecht Rebellen!“

Dr. Anton Gabel:

Erlösnis.

Nicht vergangene Klöster und was sie einst leisteten oder nicht leisteten, soll hier beredet werden, sondern allein das je z i g e K l o s t e r und seine Bedeutung in der tagtäglichen, brennenden Gegenwart. Denn gerade davon fragen und saßen die Menschen heute soviel: Wo zu die Klöster? Heute? Daß es weltlich, und man muß es schon sagen, feige Menschen gibt, die sich hinter die heiligen Mauern bergen, — na ja, das begreift man. Die Welt muß ihre Narren haben. Aber wo zu überhaupt noch diese mittelalterliche Einrichtung? Können Sie einen vernünftigen Grund dafür nennen?

Vor einigen Jahren ging ich von Neurou donauabwärts mit einem Bekannten, der ein Jahrzehnt in Berlin verbracht hatte und nun den Frieden und die Schönheit dieses Landstriches desto mehr schätzte. So die Farbe von Wald und Feld, den Duft des Wassers, die abendliche Stille des Tales genießend kamen wir zur Kapelle „Sankt Maurus im Feld“, die hier zwischen Wald und Wasser am Fuße des hohen Widenstein von den Mönchen erbaut ist. Wir betrachteten die Bilder und lasen dann von den echnen Tafeln die Worte, die Benediktus Abbas seinen geistlichen Söhnen antrug: „Laß keine Nacht beginnen, ohne vorher deine Feinde um Verzeihung zu bitten.“ So etwa lautete der Spruch, auf den mein Bekannter nun lachte, über den er nun lachend lachte: „Da hätte ich viel zu telefonieren jeden Abend.“

Und im Weitergehen bemerkte er nichts mehr von dem vielgelobten Frieden des Tales und tritt und bewies: „Das ist so echtes Christentum! Man fordert einfach drauf los, was nie ein Mensch ausgeführt hat und nie einer ausführen kann. — So? Nichts schaden soll das? Und ich sage Ihnen, hier in diesen überpaunten, widernatürlichen, verrückten Klöstern, darin liegt die Ursache für die ganze Verkommenheit der Zeit. Wenn einer zu Ihnen sagt, Sie müßten da oben vom Widenstein herab in die Donau springen, um vollkommen und selig zu werden, was machen Sie da? Ich will es Ihnen sagen, Sie lachen und tun gar nichts. Und genau so hat es die sogenannte christliche Welt gehalten. Weil man das Unmögliche heischt, unterbleibt auch das Mögliche. Von Wolgatha zum Weltkrieg, das ist die Stufe der christlichen Vollkommenheit. Begreifen Sie jetzt, daß dieses Christentum unmoralisch ist und daß es zum Heile der Menschheit so bald wie möglich verschwinden muß?“

Ich sprach gegen den Eifer, so gut ich vermochte. Doch war ich zu kurze Zeit in Berlin gewesen, um diesen Wund zu überleben. Auch fiel mir das Beste erst ein, nachdem ich schon längst wieder zu Berlin in keiner „Erwerbschöhle“ lag, wie er sein Büro nannte. Ich mußte also das Für und Wider selbst erwägen und den Streit in mir ausfechten.

Dabei erlebte ich, was ich schon längst wußte und doch nicht wußte, weil es nur in meinem Kopie war. Dies nämlich, wie grundstürzend entschieden, übermenschlich und fast unmenlichlich ist, was Jesus Christus fordert.

Und noch ein anderes fühlte ich, daß ich meinem Gegner nicht mit dem Leben der unzähligen Felder und Heiligen antworten dürfte, die Christi Kreuz auf sich nahmen, nicht einmal mit dem Leben des Gottmenschen selbst. Denn mein Gegner hätte mir geantwortet: Was der einzelne tut, das beweist nichts; die Masse, die Gesellschaft will ich leben, die christlich lebt.

Und da traf ich auf die uralte christliche Vorstellung, die wohl einige Jahrhunderte verdrängt war, aber heute herrlich jung wieder erkeht, die Vorstellung nämlich von einer Christenheit, die gleich einem Baume ein innerlich wachsendes Lebensgefüge, der „geheimnisvolle Leib Christi“, sei. In einem Wachstum ist alles mit allem verbunden, eines gegen das andere ausgewogen. Was die Hand hebt, das stößt auch der Fuß; was der Fuß verdrückt, muß der Leib büßen.

Nun sehen wir täglich den Jahrmarkt des Lebens: Das Fleisch taumelt und schwebel und erstickt den Adel. Der Eigennuß fuchelt, Hochmut, Egoismus, Reich und Habgier überdrehen alle anderen Stimmten. Und wo ist das Gegengewicht, das die verlorenen Wagbälle wieder erheben könnte? Das vermag nicht der einzelne, so tapfer er sich auch bemüht. Was auf dem Markte geboten wird, muß auf dem Markte ausgewogen werden. Dem Krieg aller gegen alle muß ein Frieden für alle entgegen sein. Stehen die Tempel der Habgier weit und offen, muß auch der Tempel der Enttugung Tag und Nacht geöffnet sein. Treten die Augen und Herzen auf den Rummelplätzen

Da übermannte den Herzog heller Zorn: „Ihr Mgt! Mit eurem Blute sollt ihr die Widerlegung besiegeln!“ Und er faste einen der Knechte, der ihm am nächsten war, und schwang das Schwert, ihm das Haupt abzuschlagen.

„Daltet ein“, rief der Abt mit lauter Stimme, „sehet her!“ Feierlich sang das durch den hallenden Raum, der Abt hob die Rechte, wies hinter den Altar auf das steinerne, übermenschlich große Bildnis des Herrn Jesus, wie er jammervoll an das Kreuz geschlagen hing. „Sehet her!“ rief er zum zweiten Mal.

Und siehe das Wunder! Das tote Bildnis aus grauem Steine fing an zu leben, in glühendem Purpur leuchtete die Dornenkrone auf dem Haupte des Erlösers, von einem einzigen Sonnenstrahle getroffen, der in die Kirche drang. Still und staunend stand das Kriegsvolk, und es erkannte, daß es im Haus des allmächtigen Gottes stand.

Aber immer noch glühte in dem Halbbunkel der Kirche die purpurne Dornenkrone, da sie doch zuvor grau war wie der andere graue Stein. Da nahm der Herzog, der längst kein Schwert hatte hängen lassen, den Helm ab und beugte das Knie, und hinter ihm sanken die Kriegsheute nieder und bekrugigten sich in Andacht.

Die Mönche sangen und beteten. — Der Herzog ließ alsbald verkünden und im ganzen Umkreis bekannt machen, daß sein Blut mehr vergossen werde und müniglich mit dem Leben davonkomme, auch solle weiterer Plünderung Einhalt gehalten. So traf ihn das Wunder des großen Kreuztuges im Kloster Maulbronn. Dieses Wunder erneuert sich aber jedes Jahr um die gleiche Zeit. Wenn Sonnenwende kommt und ist ein heller, sonniger Tag, beginnt die Dornenkrone auf dem Haupte des Erlösers zu leuchten, und es ist ein Anblick, der auch ein hartes Herz weich werden läßt, und den keiner vergißt, der ihn erlebt hat.

Schon früher hat Max Dürr durch schöne Erzählungen seine Begabung als ein rechter Volkspoeet erwiesen; in dem neuen Werk, das in diesen Tagen erscheinen wird, wendet er seine Kunst an, um alte deutsche Geschichten von Wundern und seltsamen Begebenheiten für uns heutige neu zu beleben. Drei Soldaten aus Prinz Eugens Heer geraten bei Pterwarden in türkische Gefangenschaft und erzählen sich nun in der Nacht vor ihrem wahrscheinlichen Tod wundergeschichten aus ihrer Heimat. (Das Buch erscheint bei Herder, Freiburg, mit dem Titel „Die Wundernacht von Pterwarden“.)

der Luft von einem Tand zum anderen, so mögen auch Augen da sein, die sich freiwillig der Welt verschließen und in sich selbst und den Abgrund Gottes versenken.

So abgelehnt vom Alltag die Klöster auch sind, so sehr bleiben sie mit ihm verbunden. Wo Sirenen heulen, müssen auch Gloden läuten, wo Funktürme und Wörternpaläste sind, müssen Klöster befehlen, daß da eine Gemeinschaft ist, die nicht den Nutzen anbetet und gerade darum der Menschheit von unnehbarem Nutzen ist. In einer lauten, ehrfurchtsamen, geheimnisvollen Zeit bekennen sich die Klöster zu dem, was zu Beginn einer Menschengestaltung als höchstes galt, zur schweigenden Ehrfurcht vor dem Geheimnis.

Der Feinschmied, der nicht auch einmal faßt, ist kein Feinschmied. Enttugung hat noch nie den Wert dessen herabgesetzt, dem man enttugt, sondern ihn eher noch erhöht. Daß die im Kloster zu Armut, Keuschheit und Gehorsam schwören, legt den Wert des Reichtums, des starken Willens, der Liebe und Ehe nicht herab, sondern wiegt deren Ueberreibungen nach der anderen Seite auf. Radikalismus steht gegen Radikalismus.

Klöster sind eine aus christlichem Lebensgefüge entwachsene, von christlicher Gesellschaft geforderte Ordnung und also auch gesellschaftlich und als Ganzes zu werten. Ob dabei der einzelne Klosterinasse mehr oder weniger vollkommen sei, kann das Gewicht der Bage nicht rühren. Auch wenn es in den Klöstern oft genug „menscheit“, auch wenn es vielleicht einmal Klöster gegeben hat, in denen weniger Tugend war, als in einem Freudenhaue, so wird der gesellschaftliche Sinn des Klosters und sein Bekenntnis davon nicht berührt.

Freilich wird dieses Bekenntnis gewichtiger sein, je mehr sich jeder einzelne im Kloster dem Vorbild Christi angleicht, jedoch der Abt wie der letzte Bruder vor die Welt hinstreten und das Klosterwelen darstellen können. Dieses Welen, das der Mystiker Heinrich Seuse, milde der Rastierung und im Kloster alt geworden, in die schlichten Worte zusammenfaßt: „Dies ist das einzige Runklein, das die Auserwählten von den Nichterwählten unterscheidet, daß die Verdammten liegen bleiben, wenn die Auserwählten immer wieder sich erheben.“

Das deutsche Handwerk sucht nach neuen Formen.

Von H. Mantowski (Danzig).

In dem Werke von Konrad G a b s „Das alte deutsche Handwerk“ steht am Schluß der folgende vielgeliebte Satz: „Langsam ist im ganzen deutschen Volk die Erkenntnis nach geworden, daß das ganze Grundgebäude unserer Zeit erneuerungsbedürftig ist und eine neue Ordnung, die an wertvollstem Gut fröhlicher Zeiten anguknüpfen hat, notwendig zum Wenaufbau sei.“

Diese Erkenntnis hat auch beim deutschen Handwerk eingeleitet, und wenn der Geist, der im alten Handwerk lebendig war und ihm keine Gesetze und Ordnungen schuf, auch wieder in neuer Form im Handwerk unserer Tage lebendig wird, dann erst wird aus der Kraft solchen Geistes und aus dem ersten Wollen das Handwerk seine Gestalt der Zukunft finden. —

Also das heutige Handwerk will beim alten Handwerk in die Lehre gehen, und es würde dabei durchaus nicht schlecht fahren. Steht doch u. a. bei dem vielgerühmten Mönch a b r i aus Ulm in einem Bericht aus dem Jahre 1484, also noch vor der Entdeckung Amerikas, zu lesen: „Wenn daher jemand ein treffliches Werk in Erz, Stein und Holz will gefertigt haben, schickt er es zu den Deutschen. Ich habe deutsche Goldschmiede, Juweliere, Steinmetzen und Wagner unter den Sarazenen Wunderdinge vollbringen sehen und bemerkt, daß sie (namentlich die Schneider, Schuster und Maurer) die Griechen und Italiener an Kunst übertreffen.“

Dieses Urteil sollte, doch dem Handwerk der Gegenwart zudeuten geben. Der Verfasser des erwähnten Werkes vergleicht das mittelalterliche deutsche Handwerk mit einem Pfeiler in den himmelanstrebenden Dom, wo es mit den Pfeilern der anderen Stände das Gewölbe des christlichen deutschen Ständewesens trug. Jeder deutsche Handwerker und Handwerkerfreund weiß, daß das alte deutsche Handwerk seine Blüte der strengen Gebundenheit in den Rünften verdankte. In voller Harmonie reichten sich die Pfeiler des mittelalterlichen Domes, in dem so oft das Le Deum laudamus ertönte, also die Pfeiler der Aristokraten, Ritter, Literaten, Mönche, Kaufleute, Bauern usw. zu einer starken Einheit...

Ausflug nach Königswinter

einmal anders

Wissen Sie was „Mostrapo“ bedeutet?



Die Ritter des Motors auf voller Fahrt

Viele Wege führen nach Königswinter. Man kann mit der Eisenbahn hinfahren, vielleicht steigt man schon in Niederdollendorf aus und wandert über Heisterbach durch das Nachtigallental zum Drachenfels; von Bonn aus fährt eine Straßenbahn hin, oder man läßt sich von Godesberg aus mit dem Motorboot hinfahren und schließlich die beliebteste Art, hin zu gelangen, mit dem Rheindampfer. Außerdem geht's auch zu Fuß, mit Fahrrad, Motorrad oder Auto, ganz nach Belieben. Und wenn man auch schon mal medert, von wegen Fremdenrummel und so, und sich immer wieder vornimmt, sich im Leben nicht mehr dem Gedränge bei der Heimfahrt auszuweichen: eines Tages sieht man doch wieder da, irgendwo in frühlicher Gesellschaft und singt nach der zweiten Glasche: „Warum ist es am Rhein so schön...“

Mit einem Heberfallwagen der Düsseldorf-Polizei nach Königswinter zu fahren, dürfte für einen Zivilisten, und wenn es auch ein Pressemann ist, zumindest den Reiz der Neuheit haben. Wir haben ja am letzten Samstag schon darüber berichtet, als wir über die neue motorisierte Straßenpolizei schrieben, die von Düsseldorf aus jetzt die Landstraßen des Rheinlandes unsicher macht. Jetzt sehe ich im Geiste schon ein antikes Schreiben des Inhalts, daß von „unsicher“ machen keine Rede sein könne, die neue Polizei sei vielmehr lediglich dazu da, die Landstraßen sicher zu machen. — Aber lassen Sie mich ausreden, ich meine natürlich unsicher machen für die Verkehrssünder, die es immer noch nicht begreifen können, daß auch andere Leute da sind, die immer noch die unüberprüften Kurven schneiden, die immer noch nicht abblenden können.

Inzwischen haben Sie auch vielleicht schon erraten, was „Mostrapo“ bedeutet. Ob die (motorisierte) Straßen-Polizei mit dieser nicht gerade schönen Abkürzung einverstanden ist, erscheint mir mehr als fraglich, aber jedesmal 27 Buchstaben zu schreiben, wenn man von ihr spricht, ist auch nicht gerade angenehm.

Um nun auf die Fahrt nach Königswinter zurückzukommen. Da hatten sich also zur Teilnahme an der Fahrt mit der neuen Polizei rund 20 Vertreter rheinischer Zeitungen, des NSKK, des DAV und der Düsseldorf-Polizei eingestellt, die nun alle überzeugt werden sollten, eine wie treffliche Einrichtung wieder geschaffen worden ist, und mit welchen Mitteln man nun Ordnung im Landstraßenverkehr schaffen wird. In drei Heberfallwagen wurden die Zeitungsleute verladen, dazu noch zwei Personenwagen und die neun schweren BMW-Maschinen mit Seitenwagen der Straßenpolizei ergaben eine stattliche Karawane, die nicht wenig Aufsehen erregte, als es in Korfahrt zuerst einmal über die Hauptstraßen von Düsseldorf ging. Die leberbeackten und kurzbehelinten Beamten machen wirklich einen respektvollen

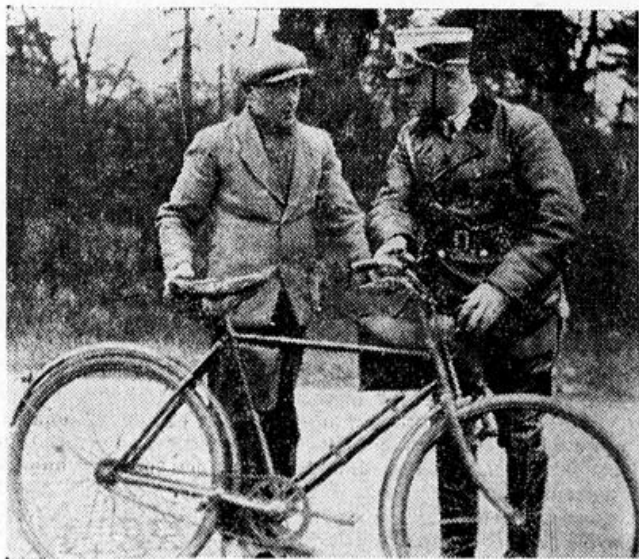


Das erste Opfer der neuen Polizei

fließenden Eindruck, wenn sie so auf ihren schweren Maschinen dahergebraust kommen. Uns Zivilisten hat man wahrscheinlich für einen jeden ausgehobenen geheimen Spielklub angesehen, sofern man uns überhaupt Beachtung schenkte.

Hinter Benrather ging dann gleich an die Arbeit. Der Fahrer des kleinen Opelwagens, der da mit einem völlig abgeschliffenen Polizeistempel auf den Nummernschildern einhergondelte, hätte es sich bestimmt nicht träumen lassen, daß er das erste Opfer der neuen Polizei wurde. Es war jedenfalls ein großer Augenblick für ihn, als die ganze Karawane seinetwegen anhaltete als sich verschiedene Beamte, anderthalb Dutzend Pressevertreter und sogar ein Oberregierungsrat mit einem doppelten Dokortitel um ihn scharten, als sich die Objektiv einer ganzen Anzahl Kameras auf ihn richteten und den historischen Moment der ersten Aktivität der „Mostrapo“ auf den Film bannten. Das war ihm bestimmt die Mark wert, die er bloßen mußte, und gerne wird er inzwischen auch den Stempel haben erneuern lassen.

Langenfeld... da steht ein Auto, links angefahren, die Tür nach der Verkehrsseite zu weit geöffnet. Gegen solch gefährbringende Unfälle muß eingegriffen werden. Das Ganze halt! Nach einer gebührenden Verwarnung geht's dann im Tempo weiter. Untenweg wird an einer Straßenaussicht noch festgestellt, daß eine private Baufirma Schilder anbracht hat: Kraftfahrer 5 Km. Auch das ist



Auch Radfahrer werden kontrolliert. Oberflurmführer Paschenda kümmert sich persönlich darum.



Und ruhig fließt der Rhein.

unzulässig. Die Schilder müssen entfernt werden, da niemand das Recht hat, eine Geschwindigkeit vorzuschreiben. Das wird einzig und allein durch Reichsgesetz geregelt.

Inzwischen fuhren Regenschauer ein, die von den Anfassern der offenen Wagen mit wahrem Verurteilungsgeist hingenommen wurden. Opladen, Wiesdorf, Leversdorf, Mülheim über die Brücke nach Köln und weiter zur Autobahn nach Bonn. An der Zufahrtstraße von Besseling ist die erste Standortkontrolle. Das Schild „Halt Polizei!“ und die rote Signalfahne bewirken, daß an beiden Seiten der Straße lange Reihen von Kraftwagen halten, die einer eingehenden Kontrolle unterzogen werden. Papiere werden geprüft, Bremsen, Licht (das auch bei Tage in Ordnung sein muß), Bereifung, Belastung und all die anderen Dinge. Die Beamten verhalten sich freundlich, aber bestimmt alle Einwände der Fahrer, daß eben doch noch alles funktioniere hat. Und wenn auch nicht immer alles klappt, so müssen sie doch umhinbestehen die Wagen auf den unständigen Polizeistellen vorzuführen und zeigen, daß die beanstandeten Mängel behoben sind.

Verschiedene von uns rechnen schon heimlich nach, wieviel einspart ist, und denken an einen guten Kaffee in Königswinter. Die Hauptsache von Bonn sind diesmal die Schilder, die den Weg nach Koblenz weisen, denn hier haben wir

diesmal nichts verloren, da die neue Polizei nur die Straßen überwacht, soweit sie außerhalb der Gebiete von Städten und Stadtfreien liegen. Aber hinter Melle, da werden die Fahrgäste wieder ausgeworfen. In einem Auto für vier Personen sitzen deren sechs, zwei neben dem Fahrer. Das kostet Strafe und eine Straßenbahnfahrt für den übergewichtigen Passagier, der natürlich aussteigen muß. Ein Radfahrer hat seine Handbremse nicht in Ordnung; er kommt mit einer Ermahnung davon. Ein Motorradfahrer hat überhaupt



Rheinromantik schützt vor Strafe nicht.

keine wirksamen Bremsen an seiner Maschine. Er muß sein Rad bis zur nächsten Werkstatt schieben. Und so hielt es sich dran.

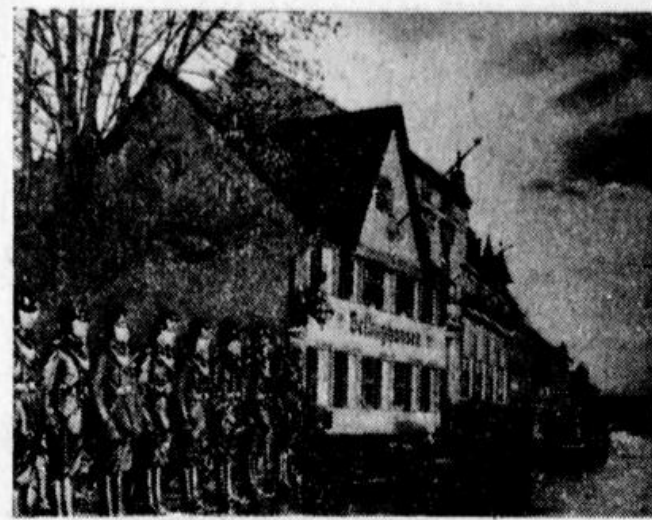
Die nächste Kontrolle ist am Fuß des Appolinarisberges vor Remagen, aber die Ausbeute ist hier magerer, da man anscheinend rheinab und rheinab Wind bekommen hat, daß etwas nicht geheimer ist. In Oberwinter wird nach Sonnen übergeleitet und bald ist das „lockende Ziel“ erreicht, Königswinter, Bellinghausen, der verabredete Treffpunkt.

Hier wurde es dann so gemütlich, daß man vergessen konnte, daß man „dienstlich“ unterwegs war. Ein Mannchen Kaffee hatte bald wieder das innere Gleichgewicht nach den Strapazen der Fahrt auf offenen Wagen hergestellt. Und die Wartzeit bis zum Einbruch der Dunkelheit verfließte sich jeder nach seinem Temperament. Man kann Rheinromantik in Königswinter genießen, indem man von unten her den Drachenfels betrachtet und in Begeisterung verfällt, daß er immer noch da ist, man kann aber auch so machen, daß man das Vorhandensein der alten Ruine als Tatsache nimmt, ganz gemütlich sitzen bleibt und die Rheinromantik aus einer langhalsigen Flasche bezieht. Es sei aber zur Widerlegung gesagt, daß sich niemand zu mehr als einer halben Flasche aufschwang. Leben gab es dann wieder, als der Aufnahmewagen des Reichsfunksenders Köln draußen hielt und Dr. Ernst eintraf, mit dem dann eine Regiebesprechung abgehalten wurde.

Vor Beuel und in Beuel selbst wurden dann in der Dunkelheit die vorgesehenen nächtlichen Standortkontrollen durchgeführt, und einige Verkehrssünder wurden mit Begeisterung begrüßt, da sie als Heberfallwagenobjekte für die Rundfunkaufnahme herhalten mußten. Wie man sich am vergangenen Samstag überzeugen konnte, hat es sehr auf geflappt, und daß so ein klein wenig nachgeholfen wurde, um die Sache „Lebensgefahr“ zu gestalten, darüber soll man eigentlich nicht aus der Schule plaudern; aber schließlich kann man doch nicht die ganze Nacht stehen bleiben, bis ausgerechnet das Auto kommt, das alle die Mängel aufweist, die man den Hörern gerne als abschreckende Beispiele vorführen möchte. Na, wenn mancher von der Hebertragung gewußt hätte, es hätten sich bestimmt massenweise Autos mit defekten Lichtanlagen oder Bremsen eingestellt, um selbst für den Preis einer gebührenden Verwarnung einmal im Rundfunk auftreten zu können. Wir haben uns aber auch schädelgespalten, indem wir mit unserem gutten Geruchssinn die Luftschiffe machten, denn anders kommen wir doch nie in den Rundfunk. Und darauf warten, bis man als Hundertjähriger interviewt wird, ist eine ziemlich unsichere Sache.

Damit war dann das Programm des Tages erledigt. Ueber die nächtliche Autofahrt ging's nach Köln, wo die Düsseldorf-Polizei bei einer Rundfahrt über die Ringe Eindruck machten. Ja, ja, die Düsseldorf-Polizei, das sind noch Kerle. Da kann Köln einfach nicht mit.

Inzwischen hat nun die motorisierte Straßenpolizei schon einige hundert Kilometer Straßenkontrolle hinter sich. Sie hat in dieser Woche gezeigt, daß sie Existenzberechtigung hat. Ueber ihre „Erfolge“ an den Örtlichkeiten haben wir schon berichtet, mancher Sünder ist gefaßt worden, aber fern liege es uns, schadenfroh zu sein, denn wer weiß, eines Tages hat man uns vielleicht auch mal beim Vorführen. Aber die „Mostrapo“ hatte auch schon oftmals Gelegenheit, sich bei Unfällen und Pannen als Helfer in der Not zu erweisen, und darum wollen wir ihr nicht gram sein, wenn sie im Kampf gegen den Unfallteufel, im Interesse der Allgemeinheit ihre Pflicht manchmal so erfüllen muß, wie es für die Betroffenen nicht gerade erfreulich scheint mag. W. P.



Das lockende Ziel in Königswinter.

Aufnahmen: W. Pfeiler, Renz.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

(8. Fortsetzung)

Selbst das Boot schien sich jetzt mühsam durch das steinerne Wasser auf das in der Ferne aufragende Ufer entgegenzuqualen, als hätten gelpentische Quallenfüße den Bootsleib umklammert. Dennoch rüdte die Kulisse des festigen Ufers immer näher auf uns zu; wir sahen, wie dort in einer Bucht mit guter Landungsmöglichkeit ein Lagerfeuer noch einmal hell aufleuchtete, wie es dann plötzlich erlosch und wie der dicke Qualm fergengrabe in die Höhe stieg.

Es war kaum Mittag, aber von Minute zu Minute wurde die indigofarbene, ungewisse Dämmerung dichter. Wir hielten gerade auf die Landungsstelle zu und sahen jetzt erst mit einem Gemisch von Furcht und befreitem Gefühl, daß uns einige Neger entgegenstellten. Ohne das sonst übliche Gekschrei packten sie unser Boot an, zogen es an Land und borgen es in einer Höhle, in die sie auch uns zogen. Alles das ging in Minutenzeit und in beinahe gelpentischer Verschwoommenheit vor sich, so daß ich kaum wußte, ob ich wach war oder träumte.

In der Höhle lag bereits ein großes Eingeborenboot neben einem kleinen Sportboot, das unzweifelhaft einem Europäer gehörte. So war es auch. In dem fahlen Dämmern tauchte der Tropenhelm und die weiße Uniform eines englischen „Dios“ (Distriktschiffers) auf, der uns aber statt jeder Begrüßung zurief:

„Schnell, schnell! Dedung suchen! In einer Sekunde ist der Teufel los.“

Die Höhle bricht aus

Es war wirklich die höchste Zeit gewesen. Die Indigofarbe des Himmels war jetzt zu einem seltsamen Schiefergrau geworden, aus welchem lautlose elektrische Funken herausschossen. Dann folgte ein furchtbarer Donnererschlag, begleitet von einem höllischen haarsträubenden Säulen in der Atmosphäre. Und nun trachtete Donner auf Donner, so daß der eine einem noch in den Ohren dröhnte, wenn der nächste bereits von dem Krachen des folgenden übertönt wurde.

Hunderte von Blitzen zuckten gleichzeitig auf. Es war völlig unmöglich zu sprechen. Selbst das Denken fiel mir schwer, und wer weiß, als mein Hund sich dicht an mich schmiegte und ich meine Arme über ihn breitete, wer weiß heute, wer bei wem Schutz gesucht hat.

Ebenso plötzlich wie die Höhle ausgebrochen war, verstummte sie wieder. Es war aber kein Erlahmen der vergeblichen Kraft, sondern nur eine Atempause für etwas noch Aufregenderes. Wir war, als ob die aufgeweilten Wetterteufel bisher nur den Herold gespielt und den Weg bereitet hätten für den Unwettergott in Person, der jetzt seine große Parade abnehmen wollte.

Welche Route würde er wählen? Würde der Wirbelsturm über uns hinwegziehen und uns mit aller Wucht treffen und zerstückeln? Ich habe in Erinnerung, daß das Gesicht des Offiziers sich zu mir beugte und mir die Worte zuflüsterte:

„Hoffentlich geht es vorbei!“

Die Schwarzen kauerten sich in dem innersten Winkel der Höhle zusammen. Der Schächerhund hatte seine Schnauze unter meinen Arm geklemmt, Wipp hielt meine rechte Hand umklammert, und ich hatte, ohne es zu wissen, den Offizier umgefaßt, der am ganzen Leibe zitterte. So harrten wir der kommenden Dinge.

Die kamen: Zuerst aus dem Süden ein Geräusch wie von einer fernen großstädtlichen Verkehrsstraße, dann ein in die Seele schneidender Schmerzestoss von unbeschreiblichem Umfang, der das verwirrte Verkehrsgeräusch erlöschte, ein Ton, erst leise und merkwürdig wie eine angeschlagene, zu strahlend gespannte Geigenkante, dann lauter und lauter, pfeifender und pfeifender, bis es uns wie das Sirenengeheul von tausend Dampfzügen ins Gehirn schnitt.

Jetzt schien die Natur in nackter Todesqual aufzuschreien. Der Tornado stand vor uns. Durch die schmalen Ritzen unserer ängstlich geschlossenen Lider sahen wir, wie sich der Spiegel des Sees buchstäblich hob, so daß die empörte Götter uns hier in unserer Höhle, 20 Meter über dem Ufer, heipülte. Auf einer Insel brach in diesem Moment ein Waldbrand aus, der sich in Sekunden zu einer riesenhaften lodernen Fackel entzündete.

Ende gut — alles gut

Und dann kam der Teufelssturm herangefegt, kniet die Baumriesen auf der Insel wie glühende Fündhölzchen um, warf sie in den zischenden gequälten See und ließ ihnen Felsbrocken von ungeheurer Größe nachrollern.

Das war der Höhepunkt des höllischen Chaos. Dann ebnete der Tornado ab. Wieder schien es, als hörte man den Lärm der fernen Verkehrsstraße und dann kam der Regen. Regen? Nein, die leidenschaftliche Einstüt von biblischem Ausmaß! Nicht in Cimetern und Kubeln, in ganzen Wägen und reißenden Strömen goß es vom Himmel, bis der See eine einzige, zischende, schäumende Wasserfläche war und auf der Insel der zähe Waldbrand im Kampf mit dem nassen Element unterlag.

So ging es eine halbe Stunde lang. Dann versiegte der Rollenbruch, der Himmel klärte sich auf, und eine heiße, helle Tropen Sonne schien wieder auf eine verwundete, aber erstirnte Welt.

Ein wenig beschämt blickten wir Weißen einander an, während die Neger sofort wieder mit lautem Geksch daran gingen, das Eingeborenboot und das Schiffchen des Distriktschiffers ins Wasser zu bringen.

Man muß es den Engländern lassen: ihr Beamtenmaterial, sowohl in der Verwaltung wie in der Polizei ihrer Kolonien, ist ausgezeichnet. Wer die Würde eines „Dios“ trägt, ist immer ein Gentleman. Unser Offizier stellte sich vor — Mister Fisher —, holte mit einer noch etwas zitternden Hand eine Schachtel Zigaretten hervor, die er mir und Wipp anbot (was Wipp bewog, ihm pantomimisch ein Geldstück mit Karbidlampen vorzuzeigen, worauf Wip für Mr. Fisher Luft wurde) und begann sich erst dann auf seine Beamtenpflicht, uns nach dem Woher und Wohin zu fragen. Als er hörte, daß wir nach Salisford zum Bahnbau wollten, meinte er, das hätte noch Zeit, so schnell fange man mit dem Bau doch nicht an — aber

Von Karl En

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

er rief uns dringend, „da wir nun einmal im Njassa-Land seien“, bei „King Dolly“ vorzusprechen, einem Eingeborenenhäuptling im Großformat, der hundert Kilometer abwärts am Seeufer seine Residenz hatte.

„Es wird sich lohnen“, meinte der Offizier lächelnd, salutierte vor uns und unserer schwarzweißroten Fahne, die am Mast unseres Bootes flatterte, und stieg dann in sein eigenes Boot, das der Eingeborenenfahn mit den Polizeinegeln und den Ruderern ins Schlepp nahm.

VIII.

Am Hofe des Njassa-Fürsten

Zum Stat bei „King Dolly“!

Mit ihrem letzten Benzin froh unsere „Germania“ einer Richtung zu, an der eine stattliche Reihe von Eingeborenenbooten lag. Ein weitläufiger Bau aus Bambus, Weißblech und Holz mit breiten Fensterlöchern und ausladenden Veranden beherrschte die Richtung. Im Hintergrund sahen wir eine recht ansehnliche Siedlung von kleineren Hütten. An einem mächtigen, seiner Kräfte beraubten Baum vor dem merkwürdigen Palast wehte die britische Flagge. Bevor wir noch unser Boot auf den Strand aufzurufen ließen, erscholl schon ein Büffelhorn, und im Nu hatten sich etwa hundert Schwarze angeammelt, die uns mit lautem Lachen und in englischen Worten „Welcome, welcome!“ begrüßten.

Ich sagte: „... mit unserem letzten Benzin...“ Und das stimmte auch, denn als wir bemerkten, daß sich in unserer Tante Ebbe einstellte, hatten wir unser Boot mit provisorischen Rudern das Ufer ein Stück lang hinab befördert, um wenigstens bei unserem Eintreffen am Hofe des „King Dolly“ eindrucksvoll mit Motortrakt vorfahren zu können.

Es war übrigens eine verfehlte Spekulation, Eindrud schinden zu wollen, denn der „King“ besaß ein feudales Luxusauto und ließ sich durch unser kümmerliches Motorboot durchaus nicht imponieren. Er sprach ein geläufiges Englisch, das aber derart von Klüden wimmelte, daß seine Sprachkenntnis ein schlechtes Licht auf seinen Lehrmeister warf. Ueberhaupt war es nicht möglich, auf King Dolly mit europäischen Errungenheiten Eindrud zu machen, denn er trug einen ausgezeichnet sitzenden grauen Lüsteranzug, von einem englischen Schneider in Zomba angefertigt, er besaß ein Pianola in seinem Palast, schlief in englischen Betten mit Sprungrahmenmatratze, lag auf modernen, weißlackierten Stühlen, lag auf prachtvoll bequemen Rohrmöbeln in der Veranda und verfügte über einen scheinbar unerhöplichen Vorrat an scharfen Getränken geistiger Natur.

King Dolly — eine Verballhornung von Doldbino — war ein afrikanischer Dandy, der seine Hauptlingswürde wohl zu schätzen wußte, nicht im Traum daran dachte, der britischen Verwaltung Schwierigkeiten zu machen, und der aus seinen Plantagenverpachtungen genug einnahm, um für seinen ganzen Stamm die Steuern immer bereit zu haben, wenn das Fiskalboot seinen Hafen anließ.

Huldvoll nahm King Dolly die Nachricht entgegen, daß wir mit einer Empfehlung des jungen Distriktschiffers kamen. Er ließ uns das Europäerhaus herrichten, bewunderte zum maßlosen Stolz Wippes geübte Reden, Glasauge und lud uns dann ein, zu bleiben, solange es uns gefalle, für Speise und Trank seine Küche sorgen zu lassen und uns abends nach Sonnenuntergang auf seiner Veranda zum Kartenspielen einzufinden.

Seine Majestät spielte nämlich einen Stat und einen Poker, wie man ihn sonst eigentlich nur in den Weststaaten Amerikas erwarten kann. Er mochte nicht und trug Verluste mit Würde, wenn ihn auch ein paar gewonnenes Schillings in die überhäumende Laune versehen konnten. (Fortsetzung folgt)

BLICK IN DIE WELT

Die erleichterte Riesendame

Ohne Rücksicht auf ihren „Schmerz“ Beruf hatte eine spanische Riesendame auf ärztlichen Rat eine Abmagerungskur gebraucht. Der empörte Direktor kündigte ihr fristlos und blieb bei seiner Kündigung, auch als die Dame ihn verfluchte. Er behauptete nun vor Gericht, daß niemand in seiner Schaubude eine Riesendame mehr sehen wolle, die „nur“ 250 Pfund wiege, denn früher habe sie 320 Pfund gewogen und das sei etwas ganz anderes. Nun streiten sich die Sachverständigen darüber, wie schwer eine Riesendame zu sein hat.

Curare heißt Starckrampf

Das berüchtigte Gift Curare, mit dem afrikanische Eingeborene ihre Pfeile zu vergiften pflegen, und das unter normalen Umständen eine unbedingt tödliche Wirkung hat, ist jetzt als hervorragender Heilstoff entdeckt worden. Ein junger Oxforder Gelehrter hat nach mehrjähriger Arbeit herausgefunden, daß schwere Fälle von Tetanus (Starckrampf), für die andere Heilungsmöglichkeiten nicht mehr bestehen, mit Hilfe von Curare geheilt werden können. Das Gift hat die Eigenschaft, die Muskeln vollständig zu paralysieren. Daß dieser Eigenschaft vermag, er wird bei Tetanus zum Heilmittel. Vorher mußte das Gift allerdings von seinen gefährlichen Bestandteilen befreit werden. Der aus dem Curare gewonnene Heilstoff wird von seinem Entdecker Curarin genannt.

Was interessiert den amerikanischen Zeitungsläser?

Ein großer amerikanisches Nachrichtenbüro macht sich die Arbeit, nachzurechnen, was den amerikanischen Zeitungsläser im Laufe des Jahres am meisten interessiert hat. An der Zahl der über das jeweilige Ereignis gedruckten Zeitungspalten wird das Interesse gemessen, und die „zehn besten Themen“ werden bekanntgegeben. An erster Stelle steht in diesem Jahr die Verhaftung des Bruno Hauptmann in Verbindung mit dem Lindbergh-Fall. Weiter kamen an der Spitze die Entdeckung des Banditen Dillinger, der Brand der Morris Calkle, der demokratische Wahlkreis der Generalkonferenz von San Francisco und der Prozeß Anjull. Die übrigen vier Themen beziehen sich auf das Ausland. An der Spitze steht die Ermordung des Königs Alexander, der Tod von Dollfuß, die Ereignisse in Deutschland um die Jahresmitte und ein in Deutschland wenig beachtetes unpolitisches Ereignis.

Wird England Filmzensur

In England sind gegenwärtig Bestrebungen im Gange, eine Filmzensur einzuführen. Premierminister MacDonald empfing vor wenigen Tagen eine Delegation prominenter Leute, an deren Spitze der Erzbischof von Canterbury stand. MacDonald mußte diesen Vorkämpfern für eine Reinigung des Filmwesens gegenübergeben, daß mancherlei Mißstände zu beheben sind. Ob nun ein Filmzensor berufen werden wird, steht noch dahin. In der englischen Öffentlichkeit erörtert man sehr die Bemerkungen des Erzbischofs von Exeter, der darauf aufmerksam machte, daß Woche für Woche in England sich ungefähr 20 Millionen Menschen die Filme ansehen, darunter viel Jugendliche. Der Bischof von Exeter will bei einer Unternehmung sogar die Feststellung gemacht haben, daß von den vorgeführten Filmen mindestens 25 Prozent unmoralisch und verdammenst seien. Schon diese Tatsache allein macht, so pflegen die geistlichen Herren zu sagen, die Einföhrung eines Filmzensors notwendig.

New Deal auch in Kanada

Ein Wort geht um die Welt — das Wort New Deal! Roosevelt bewerkstelligte den wirtschaftlichen Aufschwung der Vereinigten Staaten im Zeichen des New Deal. In England

schickte sich der alte Mond George an, ein wirtschaftliches Programm in Anlehnung an den amerikanischen New Deal zu propagieren. Und nun schlägt auch der kanadische Premierminister Bennett, der Chef der jetzigen konservativen Regierung, den New Deal für Kanada vor. Er tut das nicht ohne Grund. Wahlen stehen vor der Tür. Die Konkurrenz der liberalen Partei macht sich sehr bemerkbar. Mit seinem New Deal will jetzt Minister Bennett seinen politischen Gegnern den Wind aus den Segeln nehmen. Offenbar werden die Maßnahmen Bennetts auch in Kanada langsam populär. Ob dieser kanadische New Deal aber noch durchkommt, muß erst die Zukunft lehren.

Unruhiger Bruder des Vesuv

Der allen Italienreisenden wohlbekannte Vulkan Solfatara in der Nähe des Vesuv bei Neapel, scheint wieder in Tätigkeit treten zu wollen. Vor wenigen Tagen stiegen aus seinem Krater gelbe Dämpfe empor, kleinere und größere Steine wurden in die Luft geschleudert. Das Rumoren des Solfatara ist umso merkwürdiger, als der Vulkan seit 800 Jahren etwa vollkommen untätig geblieben ist. Die letzte Eruption erfolgte im Jahre 1198. Der Vulkan Solfatara wird von den Geologen als völlig unabhängig vom Vesuv angesehen. Sein Name ist beinahe ein „technischer“ Ausdruck geworden. Wenn ein Vulkan keine Lavaausbrüche mehr hat, sondern nur noch von Zeit zu Zeit Schwefeldämpfe entweichen läßt, so behaupten die Vulkanologen, der betreffende Vulkan befinde sich im Solfatarastadium.

Woher kommt der Ausdruck „kaputt“?

Behmütigt blickt Klein-Hänschen auf sein zerbrochenes neues Spielzeug: „Kaputt!“ Und Roie, die Küchenfee, hat heute schon den dritten Teller „kaputt“ geschlagen und jammert ob des schönsten Mißgeschicks. Allein nicht nur in Bezug auf tote Gegenstände wird der Ausdruck „kaputt“ im Sinne von „zerbrochen“ und darum „nicht mehr verwendbar“ angewandt.

Auch der Mensch kann „kaputt“ sein, und diese Bezeichnung wird häufig von jemandem gebraucht, der körperlich, moralisch oder auch in Bezug auf Geld nicht mehr leistungsfähig ist.

Heute denkt wohl niemand mehr an die Chemie, wenn er das Wort „kaputt“ ausspricht, und doch leitet es seine Abstammung von dieser Wissenschaft ab. Es kommt von „caput mortuum“ (toter Kopf) her, wie bei den alten Chemikern der nicht flüchtige und feste Rückstand von Destillationen im allgemeinen bezeichnet wurde. Mit solchen chemischen Abfällen ist, wenn überhaupt noch etwas, nur sehr wenig anzufangen. Daher die Anwendung des Wortes „kaputt“ auf Menschen und Gegenstände, wenn sie nichts mehr nütze, also „caput mortuum“ sind.

Küffe — nur alltags gestattet!

In den Einzelstaaten der nordamerikanischen Union sind heute noch eine Reihe von Gesetzen in Kraft, die aus den Zeiten der „Winterwälder“ stammen und nie der neuen Zeit angepasst wurden. Räte daher heute jemand auf die Idee, seine Frau im Staate Nord-Karolina am Sonntag „öffentlich“ zu küssen, er müßte bestraft werden, wenn ein dahingehender Antrag bei Gericht gestellt würde. In Michigan droht den Schneidern, die Hüfttaschen an Herren anzulegen, Gefängnis — weil früher einmal in solchen Taschen Alkohol geschmuggelt zu werden pflegte. — Los Angeles ist eine Stadt wie andere Großstädte auch, also laufen sicher nicht Kubel von Wild in den Straßen herum. Trotzdem ist den Straßenbahnfahrern ausdrücklich verboten, von der Plattform aus Haken zu schwingen.

Seeromantik auf dem Sterbebett

Von Kurt Binfiler

Immer mehr verschwinden die riesigen Segel von den Weltmeeren; immer mehr werden die großen Segler von den Dampfern und Motorschiffen verdrängt. Segler finden keine Fracht mehr, weil selbst Massengut wie Kohle und Getreide schnell befördert werden muß. Der Zinsen wegen und weil der Kaufmann über seine Ware schnell verfügen will.

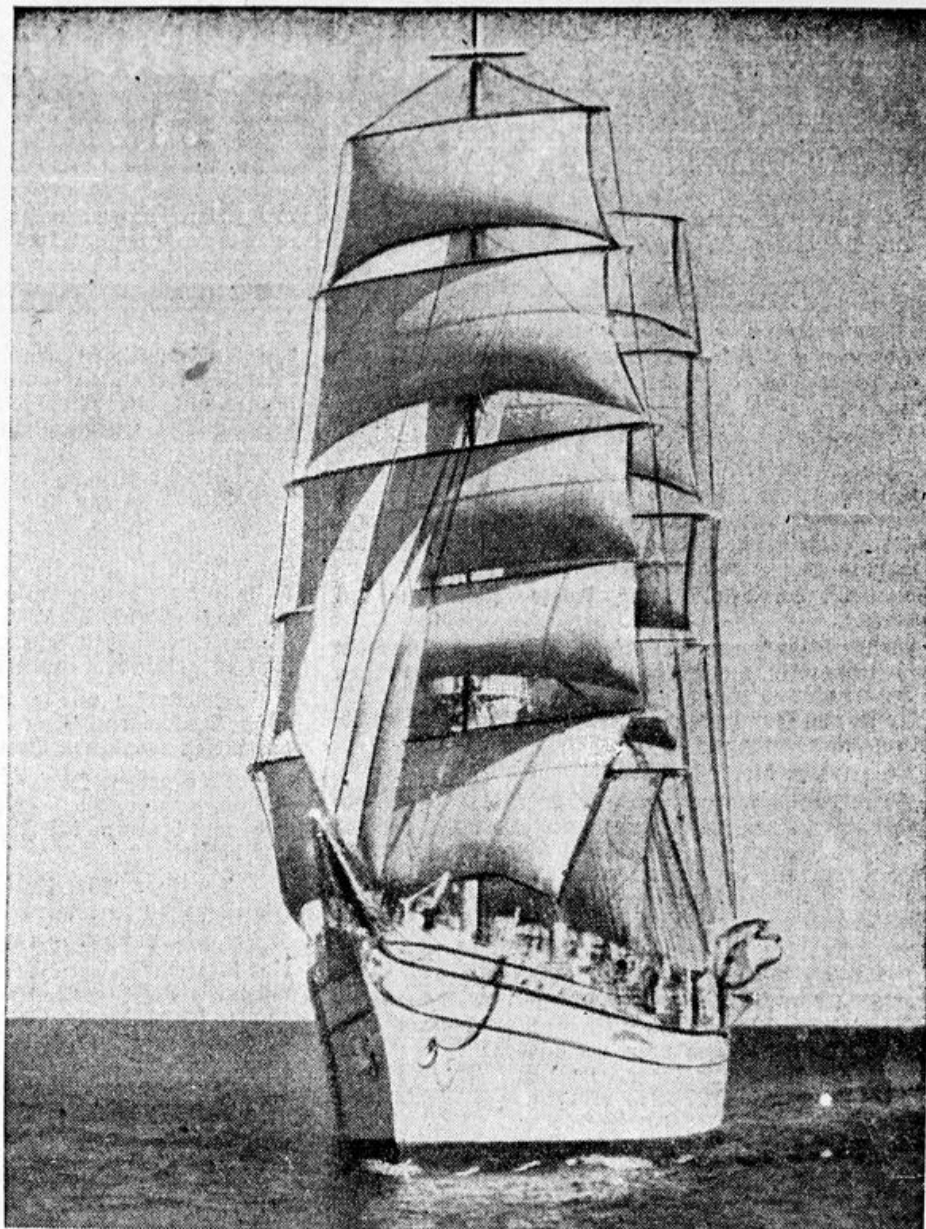
Ein Feld nach dem andern hat die Maschine dem Segler abgejagt. Mit den Auswanderern und den Seefahrern im Nordatlantik sind es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an, mit dem Weizen und der Wolle von Australien nach Europa hört es jetzt auf. In wenigen Jahrzehnten hat sich das Schicksal des großen Seegeschiffes vollendet. Als sich auf dem Nordatlantik fast kein Segel mehr zeigte, jagten die Dampfschiffe im Wettrennen von Indien nach Europa und Amerika. Bald hatte die Maschine diese Route erobert. Fast bis zur Jahrhundertwende beherrschten dann die Segler die Meere von Ostindien und Afrika; der Dampfer drängte sich auch in dieses Feld. Es blieb der Colossalsegler als Fracht, der bis zum Kriegsbeginn die großen Dampfschiffe füllte; der Colossalsegler wird in Europa nicht mehr gebraucht, weil die Luft zu dick ist.

Ein Segler nach dem andern ist von den Weltmeeren verschwunden, wurde abgewrackt oder umgebaut, und heute fährt der Rest einer einst so stolzen Flotte mit Weizen oder Wolle von Australien nach Europa. Fast noch mit Fracht, weil in dieser Epoche der hastenden Zeit und des Geldes, des Dampfes und des Motors, weil im Zeitalter der Sachlichkeit ein letztes An-

klammern an die sterbende Romantik modern ist. Deshalb fahren die wenigen großen Segler der Weltflotte einmal in jedem Jahre von Australien nach Europa. Ein Wettrennen ist es, sie kämpfen um das Blaue Band der Segelschiffe. 105 Tage dauert die Fahrt vom letzten Hafen des jüngsten Erdteils bis zum ersten Hafen Europas, die gleiche Zeit und noch länger nimmt die Hinfahrt nach Australien, die das Schiff mit Ballast zurücklegen muß, in Anspruch. Nur eine volle Fahrt im Jahre kann das Segelschiff machen, mindestens drei macht der um vieles größere Dampfer.

Wer will bezweifeln, daß unter diesen Umständen auch die Tage der Weizensegler gezählt sind, daß in nicht ferner Zeit das Blaue Band der Segler der Vergangenheit angehört und die letzten Meeressegler, soweit sie nicht als Schulschiffe Verwendung finden, ganz von den Weltmeeren verschwunden sein werden.

Mit ihnen geht der kleine Rest von Seeromantik dahin; die letzte Brücke in eine Vergangenheit, die eigentlich schon längst verschwunden ist, hat aufgehört zu bestehen. Romantisch war die Segelschiffahrt schon seit langen Tagen nicht mehr, als der Wettbewerb mit der Maschine einsetzte. Vielleicht hat es eine Romantik für den Seemann niemals gegeben, vor allem nicht auf Seglern, wo jeder Tag Entbehrungen und Arbeit und Gefahren bringt. Nicht umsonst gilt auch heute noch die Fahrtzeit auf einem Segler als die beste Schule für den Seemann. Nicht etwa, weil die Segler die Romantik der Seefahrt verkörpern, sondern weil sie die ganze Aufopferung des Mannes für ein Ziel verlangen.



Unter vollen Segeln

Photo: Ufa

Segelschiff im Passat

Von Heinrich Hauser

Heute bin ich einen Monat auf der „Pamir“. Madeira liegt schon hinter uns. Es ist warm wie deutscher Sommer, aber das Klima ist ganz anders. Ich möchte wissen, wie es kommt, daß dieses milde Wetter hier so glücklich macht. Man ist schon glücklich beim Erwachen, wenn die starke, südländische Luft durch die Kabinen weht. Dieser Luft flatternd überfüllt. Diese Luft macht gleichzeitig nachdenklich und gedankenlos.

Immer mehr wird das Schiff meine ganze Welt. Immer größer wächst es unter meinen Füßen. Ich spüre keine Luft und kann mir überhaupt nicht vorstellen, die Grenzen der „Pamir“ zu überschreiten. Das Leben in der großen Stadt, das hinter mir liegt, kommt mir leer und überflüssig vor. Ich habe diesen ganzen Monat dazu gebraucht, um es aus meinem Kopf zu wischen. Jetzt liegt das alles hinter mir.

Ganz stiller Tag; dünnlich und warm. Der Wind wird immer achterlicher. Ganz langsam gleiten wir in den Passat hinein. Das Schiff und das Meer sind immer aufeinander eingestimmt. Wenn der Wind heult und das Meer laut ist, dann ist auch das Schiff laut; die Wölfe heulen und das Schiff ächzt. Wenn aber die See still ist, dann gleiten wir so lautlos wie ein Luftballon.

Wir sind im Passat. Das Einsetzen der Passatbrise war ein wunderbares Schauspiel. Das Meer hat schon die bleierne Daut, die so typisch ist für die Breitengrade zwischen zehn und dreißig. Es rollt in großen, runden Hügeln von wechselläufigem Glanz und trübem Tiefen. Da kommt die Brise aus Nordosten an uns; zieht tiefe Rinnsalfrische schwarz und dunkelblau über die Wasserfläche.

Im Nordwesten, fünfzehnhundert Meilen von uns entfernt, müssen große Stürme gewesen sein. Die Dünung läuft uns bis hierher nach, und die „Pamir“ rollt wie eine Kugel ohne Schwerpunkt.

Der Passat ist ganz anders, als ich ihn früher erlebt habe. Der Himmel bleibt bedeckt. Das Wetter ist ohne Heiterkeit. Verborgene Spannungen zwischen den Menschen brechen aus. Zum erstenmal an Bord habe ich Angst und Streit gehört.

Es gibt viel Arbeit mit dem Auswechseln der Segel. Die Sturmsegel werden abgeschlagen und die Passatsegel werden aufgebracht. Da Wind und Wetter in den Passaten gleichmäßig und frei von Stürmen sind, können jetzt die älteren und schwächeren Segel gefahren werden. Um die Arbeit nacheinander zu Ende zu bringen, hat der Kapitän den Sonntag um zwei Tage hinausgeschoben. Der Kapitän ist mächtig wie der Passat; er kann den Ruder ändern.

Unser Deck sieht aus wie ein großer verwitterter Weidenstrand. Alle abgeschlagenen Segel werden ausgetrocknet, zum Trocknen aufgehängt und unterfacht. Zum erstenmal haben wir Alpacas, sehr schöne, große Rinder, eine Art Delphine. „Früher“, so sagt der Kapitän, „wurde auf den Segelschiffen mehr gefischt als

heute. Die Krebstaschen lagen immer mit der Harpune im Klüvernetz. Da gab es fast die ganze Reise frisches Fisch und frisches Fleisch. Heute lesen die Rerks Romane. Die verdammten Bücher! Sie entfernen die Menschen von der Natur. Es gibt kein ernsthaftes Zeugnis mehr, kein Schreien von Platingeschichten, nicht mehr als die kleinen seemannischen Handarbeiten. Auch Klatschgeschichten werden nicht mehr gemacht. Früher rauchten wir uns, bis wir umfielen. Auch das hat aufgehört. Die Bücher sind schuld daran.“

Ich höre einen hübschen Vers: Das Gebet eines Kapitäns, wenn einer von der Mannschaft gestorben ist und durch die Stützorte ins Meer versenkt wird: So nimmt das Leben seinen Lauf.

— Bootsman, mach die Klappe auf. — Da liegt er nun in guter Ruh. — Bootsman, mach die Klappe zu. — B—f—f—f (ein Pfiff): An die Arbeit!

Unser Dorf, die „Pamir“, ist damit beschäftigt, alles stehende und laufende Gut der Tafelege zu sichern und zu lagern. Die Matrosen klettern die Masten hinauf mit Treppentritten, die an einer Reihe von den Masten hängen. Die Masten sind glitschig. Es stinkt nach Salz und Tran. Das Deck wird neu lackiert. Die Rufen werden ausgetauscht mit Zee. Es bleibt kaum irgendwo ein lauterer Fleck.

Im Mast traf ich einen unserer jüngsten Matrosen, einen fixen Jungen, von je nordischem Typ, daß die Sonne ihn nicht braun brennt. Er wunderte sich mit mir, wie schnell das Geld an Land alle würde, man wußte gar nicht wie: „Da geht man so auf St. Pauli, man kauft ne Tüte Zigaretten — die mag ich gar zu gern — und ne Schachtel Zigaretten, gleich ist es alle.“ Er ist sehr verwundert über die Gibe, denn er ist noch nie in den Tropen gewesen. Siebzehn Jahre ist er alt. Wir haben eine ganz jugendliche Besatzung.

Abends oft lange Gespräche mit dem Kapitän. Wir sprechen meist über Deutschland. Das ist merkwürdig und war früher anders, als ich noch zur See fuhr. Aber ich dechale schon seit langem, daß das Thema Deutschlands wieder ein Gegenstand von brennendem Interesse für uns alle ist.

Der Kapitän hat oft kluge Ansichten. Er ist wunderbar ernsthaft und innerlich ein feiner Mensch. Er duldet in der Messe keine Jote und schmutzige Geschichten, weil das „nicht gut ist für den Seemann, der fern von Frauen lebt“.

Er hat einen starken Drang danach, eine Familie zu begründen und Kinder zu haben. Er leidet darunter, daß es für den Seemann so schwer ist, eine Frau zu finden, weil er keine Zeit zum Suchen hat.

Der Kapitän schläft nie in seinem Bett. Er fühlt sich dort zu abgeschloffen von seinem Schiff. Er schläft auf dem Sofa an der Bordwand, wo er im Schlaf das Wasser draußen rauschen hört.

(Aus: Heinrich Hauser, „Die letzten Segelschiffe“. S. Fischer-Verlag.)

Meeresstrand

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämm'ung bricht herein;
Lieber die feuchten Matten
Spiegelt der Abendsejn.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Die Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einlaßes Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweigt dann der Wind;
Bernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Wann über Bord.

Skizze von Georg Büsing

Wir geben hier einem jungen niederdeutschen Dichter das Wort, der in Bühnenstücken und Hörspielen eine vielversprechende Begabung zeigt.

Vor sechs Tagen waren wir von Singapur ausgelaufen. Mit Stückgutladung für Hongkong. In der ersten Nacht begann es zu regnen. Tag um Tag, dann ohne Unterbrechung. Unser kleiner Schoner wurde wie ein Spielzeug hin- und hergeworfen. Brecher hatten das Kartenhaus beschädigt und den Kompaß zertrümmert. Eine Peilung war nicht möglich; die Nächte starrten schwarz wie Kohle, und am Tage schleppte sich schweres Gewölk über den Himmel. Die „Annette“ war vom Kurs abgekommen, das stand fest.

Am siebenten Abend wurde es etwas ruhiger. Kapitän und Erster Steuermann versuchten wiederum, den Standort der „Annette“ zu bestimmen. Aber es war wieder so finster, daß eine Peilung unmöglich wurde. Auf den Ertragkompaß allein wollte sich der Kapitän nicht verlassen. So trieb denn die „Annette“ ins Dunkle hinein. Am Tage würde sich der Himmel ja wohl auflären. Wir gaben uns zufrieden und frohen in die Kojen. Nur die Wache blieb. Aber kaum waren wir ein wenig eingeschlafen, da ertönte an Deck der heisere Schrei: „Kann über Bord!“

Wir rennen nach oben. Eine plötzlich aufgelaufene Woge wirft die „Annette“ wild hin und her. Den Zweiten Steuermann, Peter Brandt, der am Ruder stand, hat es dabei über Bord gespült. Die Nacht ist finster; wir werfen Leinen und Ringe, wir schreien. — Peter Brandt bleibt verschwunden. Ein Boot in diesem Sturm auszuheben, ist unmöglich. Außerdem wimmelt es in der Gegend von Haien. Leb wohl, Peter Brandt!

Sein Bruder Karl fährt als Leichtmatrose auf der „Annette“. Er ist nicht an Deck zu finden. Der Kapitän steigt schweren Schrittes in das Logis hinunter. Karl Brandt sitzt aufrecht in seiner Kojen und starrt uns an. Der Kapitän würgt nach Worten. Karl macht eine Bewegung mit der Hand und sagt tonlos: „Ich weiß es, Mein Bruder ist über Bord.“

Wir nicken schwer. Totenstille. Der Sturm heult, die Fugen der „Annette“ stöhnen. — „Sie suchen den Standort, Kapitän?“ fragt Karl dann heiser. „Ich weiß ihn. Wir sind auf der Höhe von Kap Kambodja.“

Karl Brandt lächelt selbst: „Sie irren, Kapitän. Meine Mutter hatte das zweite Gesicht. Sie sah Peter in einer Sturmnacht untergehen, bei Kap Kambodja. Sie erzählte es uns; ich habe den Namen nie vergessen. Damals haben wir darüber gelacht. Nun ist es geschehen.“

Wir standen gelähmt und wagten nicht zu atmen. Schweren Schrittes verließen Kapitän und Steuermann den Raum. Hastig griffen sie nach den Karten. — „Kap Kambodja“, murmelte der Kapitän. „Kap Kambodja? Sind das nicht die mörderischen Messerflappen, Steuermann?“

Der Steuermann nickte, über die Karte gebeugt. „Hier steht ein Leuchtfeuer eingezeichnet“, sagte er dann. „Wir müssen es links passieren.“ Beide sprangen an Deck. Bohrten ihre Augen in die Finsternis. Und sie fanden das Feuer. Es blühte alle 30 Sekunden vor ihnen auf. Die „Annette“ hielt direkt darauf zu.

Kapitän und Steuermann sahen sich erschüttert an. Wiederrum sprang eine heftige Woge auf und trieb das Schiff pfeilschnell vorwärts. Den kleinen Schoner in einen bestimmten Kurs zu zwingen, war hier unmöglich. — „Anker los!“ rief der Kapitän. Sofort wurde der Anker ausgeführt. Die Ketten rasselten. Das Feuer kam näher. Und mit ihm die mörderischen Messerflappen. Aber dann sah der Anker. Die „Annette“ lag fest.

Ein Aufatmen ging durch das Schiff. Die Nacht hindurch fürchte es noch, aber der Anker hielt. Am Morgen wurde es still. Die Sonne kam durch. Siegreich lag ihr goldener Schein über dem Meer und auf den unzähligen Schaumkappen der Messerflappen, die kaum hundert Meter vor der „Annette“ drohten. Wäre Peter Brandt eine halbe Minute später über Bord gespült worden, dann hätten sie unser Schiff durchgeschnitten. Und keiner von uns wäre heimgekehrt.



(14. Fortsetzung.)

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 5. Mai 1935

„Liebling von der Mannmann...“

Sie war es! Dafür müßte es natürlich zunächst einmal wärmer sein, als es in diesem Jahre ist, und wenn es dann glücklich wärmer ist, dann ist sie auch nicht mehr besonders lieblich. Daran ist zum guten Teil Radio schuld, und der mehr oder minder liebe Nachbar, der mit Lautstärke X seinen Lautsprecher an das Fenster oder in den Garten stellt, damit wir auch alle etwas davon haben.

Wir wollen uns zunächst zum Beginn der nun wieder anbrechenden wärmeren Jahreszeit alle versprechen, in diesem Jahre etwas rücksichtsvoller zu sein, als im vorigen Jahre; denn nicht jeder ist dazu ausgelegt, das „Wararararararar...“ paff...ra...wa...ma...mah...rah...wah... des nachbarlichen Lautsprechers zu hören oder Mitleid bei den musikalischen Genüssen nachlässiger Rundhörer zu sein.

Das soll unser fester Voratz am ersten Maijontag sein! Wollen mal sehen, ob wir ihn halten.

Sonst ist es uns noch nicht sonderlich maulisch zu Mute; die Baumblüte hat schon einen wesentlichen Teil ihrer besten Zeit hinter sich, und wir haben noch nicht viel davon gehabt, und deswegen noch manches nachzuholen, wenn erst mal richtig die warmen Tage „ausbrechen“. Vorläufig erfreuen wir uns des üblichen Mai-Schnupfens, den wir tragen ohne zu klagen, weil wir eben schon seit langen Jahren daran gewöhnt sind.

Was vermöchten wir wohl sonst noch zum Lobe des eben angebrochenen „Sommerwunders“ zu sagen? — Es wird besser sein, daß wir mit Vorbehalt geizen, und daß wir mit der maulischen Bilanz warten, bis sie mit allen Akten und Passiven vorliegt. Vorläufig wollen wir lediglich feststellen, daß der Mai gekommen ist, und daß wir allerlei Gutes von ihm erwarten.

Der April war wieder einmal ein Hausen enttäuschter Hoffnungen; das ist sein Beruf und man darf sich eigentlich darüber wundern; wenn wir es dennoch tun, dann eben nur deswegen, weil wir Menschen eben unverbesserliche Optimisten sind und keinen Ruf für so schlecht halten, daß wir nicht dennoch etwas Gutes von ihm erwarten könnten. Andererseits halten wir dafür, daß der Mai nur schön sein darf, „schön“, wie jeder Tag, den Du mir schenkt, Marielovise...“ singt der Dichter. Ob der nun eben angebrochene Monat diese Hoffnungen erfüllt, das wollen wir nun zuerst wie gesagt, einmal abwarten. Und die Sache mit den lieblichen Maienächten, wird dann sehr von unseren Nachbarn und deren Radio abhängen; denn

es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

So also, „has in mente“, brechen wir auch den Mai an, und der Blick auf den Kalender lehrt uns, daß wir auch das Jahr 1935 schon fast zur Hälfte verknüppelt haben. Nach, ja, die Zeit vergeht saaaabelhaft schnell, ne wahr?

„Schon wannen lungenum mase!“

Dieser Tage habe ich irgendwo in der Zeitung gelesen, daß die Bestandsaufnahme an Schafen für den Kreis Grevenbroich-Neuß, Verzeihung: Grevenbroich-Neuß, einen Zuwachs von 21 Schafen, gemessen am Vorjahre, ergeben hat. Damals hatten wir — laut Statistik — 893 solcher Tiere und heuer haben wir 914. Das ist relativ ein nur geringer Zuwachs, aber den man wahrscheinlich bemerkt sein muß; den Vogel hat der Kreis Kempen-Krefeld abgejagt; er verzeichnet einen Zugang von 419 Schafen. Das ist viel!

Betrachtet man den Begriff Schaf im übertragenen Sinne (in der Zeitung stand allerdings nichts, was zu solcher Deutung Anlaß sein könnte) dann wäre Neuß-Grevenbroich ein Muster-Zuwachs bezüglich der Schafe und der Kreis Kempen-Krefeld hätte dann allen Grund sich zu schämen. Aber es wird wohl das richtige Schaf gemeint sein, und wir wollen hoffen, daß die Schafzüchter im Großkreis Grevenbroich-Neuß in sich gehen, wenn sie die Statistik lesen. Schließlich haben auch Schafe an den Bemühungen um die Materialschlacht Anteil zu nehmen. Se mehr Schafe, je mehr Wolle!

Aber Schafe können eben nicht lesen; das ist das Dumme.

„Olf. Kinsam, nicht mase“ „Lungenwunderlunge Waga...“

Der Oberbürgermeister hat sich leise darüber beklagt, daß er auf dem Rathaus zuviel Besuch bekommt; er hat den Eindruck, daß er in den meisten Fällen erste Anlauf ist, während er doch eigentlich letzte Anlauf sein sollte. Er möchte, daß die Bürgerschaft die Einsicht aufbrächte, daß er sich nicht um genau alles bemühen kann, und daß es Dinge gibt, die büromäßig erledigt werden müssen, ehe sie nun im Amtszimmer des Oberbürgermeisters Selberg verhandelt oder besprochen werden können. In der letzten Pressebesprechung hat das Stadtoberhaupt gebeten, die Presse möge das auf irgend einem schonenden Wege den lieben Neußen einmal beibringen; aber so, daß es nicht nach bestellter Arbeit aussehe. Dem Mann kann geholfen werden! heißt es bei Herrn Schiller. Mit der dem unpolitischen Chronisten eigenen „Feinfühligkeit“ proklamieren wir hiermit den oberbürgermeisterlichen Wunsch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege; wie sage ich es meinem Kinde?

„Wehe nicht zu Deinem Fürst, Wenn Du nicht gerufen wirst!“

Damit will das Stadtoberhaupt nicht sagen, daß er nun grundsätzlich etwa nicht gestört werden will; er will nur nicht — wie man in Neuß sagt — „für jeden Tred“ angegangen werden, in Fällen, denen er dann doch erst büromäßig nachgehen muß. In dringenden und sachlich für ihn zuständigen Fällen will er andererseits auch nicht übergehen werden; aber die Verwaltung bestrebe ja doch nicht aus dem OB allein. Wir wollen diesen Wunsch respektieren, nicht wahr?

Die Neußen haben — das muß man zu ihrer Rechtfertigung übrigens sagen, — immer für ihr Leben gern, mit dem jeweiligen Stadtoberhaupt gesprochen; deswegen war auch früher im Vorzimmer eine Art von Hinausdrückkommando und Palastwache eingerichtet; ob das heute noch so ist, das weiß ich nicht; jedenfalls hat sich die frühere Methode bewährt. Erklärlicher-

weise hat sich der Zustrom zum Oberbürgermeister-Amtszimmer immer noch vergrößert; viele wollten dort ihr geplantes Herz erleichtern oder dem OB. einmal etwas „bebiegen“ oder „klaffen“; so sagt der Neußler, wenn er eine besonders wertvolle Nachricht loswerden will oder eine für mehr oder minder wichtig angelegene Nachricht anbringen.

Der unpolitische Chronist hat vor Jahren schon einmal über seine eigenen gelegentlichen Besuche auf dem Rathaus geschrieben, als er von den Strupeln sprach, die er habe, wenn er durch Rathausbesuch etwa den OB. vom Arbeiten und vom Regieren abhalten könnte, und er hat seinen Entschluß in die bekannten Worte aus dem „Kauf“ gefolgt, nachdem er festgestellt hatte, daß man nicht lästig fallen dürfe:

„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern

Und hüt mich, mit ihm zu brechen;

Es ist gar schön von einem hohen Herrn

So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen!“

Mit dem „Teufel“ das bitte ich zum Himmels willen nicht wörtlich zu nehmen; aber im Ganzen wollen wir es dem geplagten OB. versprechen:

„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern...“

Es wäre bedauerlich, wenn ich nun wegen des „Alten“ mit dem OB. Streit bekäme; im „Kauf“ steht es so; ich kann nicht anders!

„Ein Neußler, der aus Neuß kommt.“

Statistiker haben es an sich; sie rechnen und addieren, turnen an ihren Zahlen herum, von denen sie nachher dann sagen, daß diese Zahlen alles beweisen. Meistens sind wir normalen Sterblichen Statistiken wehrlos ausgeliefert; wir können meistens nicht das Gegenteil beweisen. Wir dürfen nur staunen, wenn wir gelegentlich neue Statistiken zu sehen bekommen. So etwa diese:

Frankische Statistiker haben kürzlich einige Forschungen über die leiblichen Bedürfnisse eines Normalmenschen veröffentlicht. Danach verschläft ein Mensch in 50 Jahren seines Erdenlebens eine Zeit von insgesamt 5 000 Tagen. Dafür arbeitet er, sofern er kein Tagelöhner und Nichtstuer ist, 6 500 Tage. Rund 800 Tage befindet er sich auf dem Marzweg. 4 000 Tage — eine reichlich hoch gegriffene Zahl! — dienen seiner persönlichen Zerstreuung, seinem Vergnügen, 1 500 Tage benötigt er zur Bewältigung seiner Wahlzeiten, 400 Tage für die Einnahme von Getränken, und nicht weniger als 500 Tage lang muß er als Kranker das Bett hüten oder ist doch wenigstens schonungsbedürftig. In diesen 50 Jahren nimmt er 17 000 Pfund Brot zu sich, 16 000 Pfund Fleisch, sofern er kein Vegetarier oder gar Rohkostler ist, 4 600 Pfund Gemüse, Eier und Fische und 2 000 normale Eimer Wasser, Wein, Bier, Tee und Kaffee.

Als ich diese Zahlen noch nicht wußte, da war mir wohlher. Immerhin haben wir in unseren Lebensjahren schon ein ziemliches Penum hinter uns, und einem Säugling gegenüber macht man am besten von diesen Zahlen keinen Gebrauch; er würde sich wahrscheinlich angelehnt der Unmöglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, von dieser arbeitsschweren Erde abwenden. 2 000 Eimer Wasser, Wein, Bier, Tee, Kaffee — Nichtgutzutreffendes bitte streichen! ist jedenfalls allerhand!

„Ein Beisatzlein schreib mir...“

„Sehr werter Herr Diaz!“

Sie haben vor einigen Wochen wieder einmal — wie schon so oft mit Recht früher! — unser Heimatmuseum in die Erinnerung gebracht und behauptet, daß ganz sicher ein großer Teil der Neußler Bevölkerung noch niemals im Museum gewesen sei. Ich weiß zu gut, daß Sie mit dieser Behauptung im Recht sind, aber ich glaube, daß Sie es auch nicht durch noch so häufige Wiederholung der Feststellung ändern werden. Das könnte anders werden, wenn etwa Sonntags-Vormittags im Museum freier oder musikalischer Frühchoppen gratis und franco verabreicht würde; aber damit wäre dem Museum ja auch nicht gedient. Es gilt, das Museum noch volkstümlicher zu machen; das kann man auf verschiedene Arten; eine von diesen ist die etwas volkstümlichere Aufmachung der römischen Funde, eine etwa ausgiebigere Bekleidung der übrigen Ausstellungsgegenstände, und vor allen Dingen aber, die Einrichtung volkstümlicherer Wanderausstellungen. Ganz sicher soll das nur ein Vorbehalt sein; aber es gilt, jene Kreise einmal mit Licht und Tadel in das Museum zu locken, die noch nie da waren; waren sie nämlich einmal da, so kommen sie bestimmt wieder. Ich denke bei den volkstümlichen Sonderausstellungen an populäre Themen: eine Ausstellung aller Materialien aus Wäldern und Gesteinen, an Gemälden und Zeichnungen, an Aufzeichnungen etwa über das Neußler Fest, an eine immer noch nicht vorhandene Bilderammlung über das Vorkriegs-Neuß, also über die Zeit ihrer und unserer Groß- oder Großeltern; ich denke an die Geldscheineinsammlung der Stadt Neuß aus der Inflationszeit, ich denke auch an regelmäßige zwanglose Früh- und Sommer-Vorträge am Sonntagmittag, womit ja nicht gerade im Sommer begonnen zu werden braucht, an eine Belebung der „Heinrichen Götter“ überhaupt, die dort thronen. Darüber müßte sich im Einzelnen die Anstalt — ich weiß nicht, ob wir noch eine Museumskommission haben — einmal bemühen; wenn Ihre Heimatfreunde Einfluss darauf haben, so sollte es deren phantastischem Wirken leicht sein, das richtige Töndchen und das richtige Mäntelchen für das Museum zu bestimmen. Sicher ist der Besuch des Museums — wie sie das nannten — „der selbstverständliche Besuch bei der eigenen Vergangenheit“, der wir uns wahrhaftig nicht zu schämen brauchen. Weiß Gott, was den Neußen immer noch abhält, häufiger diesen Besuch zu machen; etwa die breite hohe Treppe, etwa die feierlichen, ionischen Säulen, etwa die schwere Tür, die immer aussieht, als wäre sie geschlossen, etwa die ganze Feierlichkeit des Gebäudes überhaupt?

Das kann ich mir nicht denken; sollte es dennoch so sein, so müßte man es allerdings häufig und immer wieder wiederholen, daß sich hinter dieser feierlichen Fassade nichts verbirgt, was gleich kühl wirken sollte, daß vielmehr die gute alte Stadt Neuß auf den Besuch ihrer Kinder wartet, wie jeden Sonntag die Oma auf den Besuch der Enkel.

Es gibt Leute, die haben eine geradezu lächerliche Abneigung gegen „alte Pötte“ und bemalte Porzellan oder sowas; und weil sie meinen, es gäbe nur derartiges dort zu sehen, so meiden

sie die heiligen Hallen; sehr zu Unrecht! es ist noch viel mehr im Museum zu sehen...“

Gott, nein, man kommt sich vor wie ein billiger Jakob! „Gereinigt, herein, herein, meine Herrschaften; es kostet nichts! Aber nicht weil es nichts kostet, ist es nichts; im Gegenteil!“

„Painfula Torsu.“

Aus Kopenhagen erhalten wir folgende Meldung: In Kopenhagen läuft angeblich ein Prozeß, wie es so leicht keinen zweiten geben dürfte. Die Witwe K. hatte sich das neu erschienene Lexikon von Gylendal gekauft und im ersten Band geblättert. Da fand sie ein Bild, das einen Mann auf dem Operationsstisch darstellte. Die Witwe K. erschrak furchtbar, denn sie erkannte deutlich ihren verstorbenen Gatten, der im vergangenen Jahr im Krankenhaus operiert worden war. Der Herausgeber des Lexikons hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, das Gesicht des Operierten wegzuretuschieren, wie es sonst bei der Wiedergabe von Operationsbildern Sitte ist. K. war ein bekannter Gaststättenbesitzer gewesen, der nun — das war das Peinlichste! — erhalten mußte, um einen Artikel über „Alkoholismus“ zu illustrieren. Seht, so führt der Artikel mit Hinweis auf das beigefügte Bild aus, so endet ein Säuer, dem nicht mehr zu helfen ist! Die Witwe K. war empört. Es kam hinzu, daß sie von Bekannten und Freunden in einem fort auf das Bild, das ja mit dem Lexikon auch in andere Hände geraten war, aufmerksam gemacht wurde. Sie klagte gegen den Herausgeber auf Entfernung oder Unterenttlichmachung des Bildes in der Auflage des Lexikonbandes. Man wird der Witwe wohlwollend zu ihrem Recht verhelfen, denn das dänische Gesetz verbietet fränkende Veröffentlichung über das Privatleben der Mitbürger. Die Angelegenheit wird aber noch ein Nachspiel haben, denn es ist schließlich nicht üblich, Photographien einer Operation an die Öffentlichkeit zu bringen, und der Leiter jenes Krankenhauses dürfte nicht ganz richtig gehandelt haben, als er das Bild dem Verlag überließ.

„Ein wuschmüßiger Jüngling.“

Im „Berliner Tageblatt“ las ich folgende Notiz des Hamburger Korrespondenten dieses Blattes:

„Die Anfuhr von Heringen in den Lener war derart groß, daß der Preis je Kiste (500 Stück) von 3,50 Gulden auf das Minimum von 0,70 Gulden zurückging. Da die Händler sich weigerten, diesen Mindestpreis zu zahlen, beschloß die anwesende Jücker, die Heringe wieder in die See zu werfen. Tatsächlich wurden ganze Schiffsadungen toter Heringe wieder ins Meer geworfen. Inzwischen hat die niederländische Fischereizentrale allerdings ein Abkommen mit den Fischmehlfabriken getroffen, so daß, wie der „Telegraaf“ berichtet, in Zukunft vermieden wird, die Heringe erst mit vieler Mühe zu jagen und dann wieder ins Wasser zu werfen.“

Schade, daß man die lederen Heringe wieder in das Meer zurückbefördert hat; in Spanien waren es Apfelsinen, die keinen Abgang fanden, in Brasilien war es Kaffee.

Es ist eine ziemlich tolle Welt!

„Vom Kongreß der Hunde.“

Es wird der Aufmerksamkeit unserer Leser nicht entgangen sein, daß in Frankfurt ein Weltkongreß stattgefunden hat, bei dem alle besten Hunde der Welt und ihre Züchter angetreten waren. Sowas nennt sich „Kynologischer Kongreß“, wahrscheinlich, weil sich das nach allerhand anhört, und wahrscheinlich, weil man die Sache nicht beim richtigen deutschen Namen nennen will; auf deutsch müßte das eigentlich hundefundliche Zusammenkunft heißen.

Wehr oder minder stark drängt es mich, unseren Lesern mangels besseren Stoffes zu erläutern, was so ein „Kynologischer Kongreß“ ist; das ist nicht so, als ob da nun einfach jeder Schmeichelei und der etwas altliche Waldmann von Frau Gedens einfach hingehen könnte, die Mängel ihres Lieblings vielleicht mit einem Schleichen betäuben könnte und dann dort als Kynologin eine Klappe riskieren könnte; doch nein! Beim Frankfurter hündischen Kongreß war die „Crème de la crème“ aller Hunde der Erde vertreten; 30 Nationen der Erde waren vertreten, 650 Menschen mit rund 3 000 Hunden; mehr als 160 Sonderausstellungen waren errichtet; auch der „frankfurter Hund“ hatte eine besondere Ausstellung, die darüber aufklären sollte, wie man den fränkischen „Witt“, „Ror“, „Schmud“ oder die andersgeheißene Bestie, so sie fränk ist und nicht mehr recht oder mit belegter Stimme bellt oder sonstwelche Mängel zeigt, heilen kann.

In Frankfurt sind Massen gezeigt worden, die man sonst noch nie auf einer Ausstellung gesehen hat, sie alle wackelten und bellten um goldene und silberne Medaillen, und es hält sich hartnäckig das Gerücht, daß einige Hunde aus Scham darüber, daß sie nicht den ersten Preis bekommen haben, einfach eingegangen wären. Sowas gibt es also bei den Hunden auch.

Andere Hunde, die einen Preis erhalten haben, sollen nur noch mit ihrem Stammbaum unter dem Arm ausgehen wollen, und wieder andere Hunde sollen sich zu Interessengemeinschaften zusammengeschlossen haben, weil sie nun nicht mehr mit je einem ausgehen wollen, infolge ihrer Auszeichnung auf dem kynologischen Kongreß in Frankfurt. In einer Zeitung habe ich gelesen, wie einer sich ein Wein austrif darüber, daß der Hundekongreß so wichtig und so ernst genommen werde. Dieser arme Kollege hat keine Ahnung; denn was den Kaninchen, den Hähnen, den Kindern, Dingen, Tieren, Fierden usw. recht ist, das muß auch den Hunden erlaubt sein, umso mehr, als ein so tüchtiger Mann wie der würdige Herr Geheimrat Goethe schon sagt: „Dem Hunde, wenn er gut erzogen, wird selbst ein weiser Mann gewogen.“ Dieses sagt er im „Kauf“ I, 2. Das weiß ich nicht etwa so ohne Weiteres, sondern das habe ich im Zitatlexikon nachgesehen; in einem sehr nützlichen Buch, in dem man alle schönen Sprüche und weisen Worte nachsehen kann, die es in der Weltgeschichte überhaupt gibt. Die druckt man dann so gelegentlich, als ob nichts dabei wäre, in der Zeitung ab, und dann meinen die lieben Leser, das hätte so ein Zeitungsmann alles im Kopf. Das ist natürlich meistens nicht wahr; aber so ein Spruch steht immer gut aus; man sollte viel häufiger Gebrauch davon machen. Auch wenn man so mit der Eisenbahn fährt, dann sollte man immer möglichst bald ein paar Broden „Bildung“ unter die hungrige Menge werfen. Ich helfe mir immer mit „cum grano salis“ oder „sit venia verbo“ (mit Erlaubnis so sagen!). Das wirkt immer prächtig!

Mit dem Hundekongreß in Frankfurt hat es allerdings nichts zu tun.

Diaz.

Der Apfel ist gefallen

Drei Mann singen Lohengrin — Agnes Gorma und der unechte Mohr — Pannen auf den Brettern



Zeichnung Kusch.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein kurzer Schritt. Er wird heute gemacht, besonders auf der Bühne. Hier wirkt er sich förmlich explosiv aus, weil über zweitausend Augen sich an ihm ergötzen. Die Wiener Staatsoper führte vor nicht langer Zeit Verdis Oper „Aida“ auf. Den Rhadames sollte Piffaver singen. Gezwungen, vor der Vorstellung abzusetzen, springt sein Kollege Kahlenberg für ihn ein. Zwei Akte nur — dann war er ebenfalls heiser. Zum Glück traf eine Stunde vorher, der Heldentenor Franz Bälzer ein. Er hatte in Berlin am Abend zuvor den Siegmund in der „Walküre“ gesungen. Man holt ihn schnell und er singt den Rhadames zu Ende. — Den Zuschauern erschien es komisch, daß man sie zweimal um Nachsicht bat.

im Wilden Westen in einem neuerbauten Theater, dem nur das Dach noch fehlte, den Franz Moor. Im letzten Akt der „Räuber“

setzte ein heftiges Gewitter ein. Bald sah man von der Bühne nur noch ein Meer von trübenden Regenschirmen. Vor Donnerrollen war kein Wort mehr zu verstehen — man legte eine ungewollte Regenpause ein. Es dauerte ziemlich lange, bis man wieder auf dem Trocknen saß. — Mit dem Wetter hatte auch die Stimmung umgeschlagen.

Daß Eulenspiegel auch mit der hohen Weiblichkeit auf der Bühne sein lustiges Zartenspiel treibt, darüber wird sich niemand wundern. Wenn Botan eines Abends in der vierten Szene von Wagners „Meinungs“ der Erda die verhängnisvolle Frage in die Ohren flüstert: „Ist du lieber weiche Eier oder harte?“ — so wird das als bekannt vorausgesetzt. Aber nicht jeder weiß, daß die Materie bei der Antwort: „weiche Botan, weiche!“ in München sich vor Lachen ihr Taschentuch zerbiß!

Viel schlimmer erging's Maria Bonn, der einzigen Gattin des vielgeschmähten Ferdinand, als er Direktor des Berliner Theaters war. Sie spielte die Maria Stuart und suchte, was ihr an Talent gebrach, durch Pathos zu ersetzen. — Bis zum dritten Akt ging alles gut. Dann kam die große Szene mit der Königin — sie balancierte auf des Messers Spitze. Bei ihren Worten: „Ich will allmählich träumen!“ gab es ein Mann auf der Galerie ausnehmend laut und — der Spektakel war beendet! — Maria kam nicht mehr in Stimmung — und das Publikum noch weniger. — Erstelte doch selbst Desdemona auf dem Sterbebette einen Lacherfolg, als man auf ihrem weißen Epheumagel die schwarzen Finger des eifersüchtigen Mörders an verschiedenen Stellen deutlich abgefärbt sah. Er hatte sich die Hände

schwarz geschminkt, statt sie mit Handschuhen zu bekleiden. Und es war keine Geringere als die berühmte Agnes Gorma, die unter dieser Ungeschicklichkeit zu leiden hatte!

Aber auch Tiere können ernstzen Szenen sehr gefährlich werden. Daß eine Kage mitten im Spiel gemächlich über die Bühne trottel und die Zuschauer aus der andächtigsten Stimmung reißt, kam leider schon recht häufig vor. Ebenso lächerlich muß es scheitern, wenn — wie das Schiller vor schreibt — der Landvogt, Gekler in „Wilhelm Tell“ zu Pferde erscheint, und dieses blöde Tier ausgerechnet in dem Augenblick an Erleichterung denkt, wo alles Volk in hellem Jubel ausruft: „Der Apfel ist gefallen!“

Der reizendste Anblick aber war es, als während der Vorstellung „Die Jungfrau von Orléans“ Graf Dunois vor versammeltem Hofe in höchster Wut in die Worte ausbricht:

„Hier werf ich meinen Alterhandschuh hin, Wer wagt's, sie eine Schutbige zu nennen?“

und gleich darauf ein weißer Terrier aus der Kulisse springt, den Handschuh mit dem Maule aufzuheben und ihn seinem Herrn zu apportieren. Aus war's! Vorbei mit aller Herrlichkeit des feierlichen Krönungs- zuges! Jungfrau und Mitterheute gingen im tosenden Beifall unter, und das befreiende Lachen galt nur noch dem Hundel

So treibt der unfreiwillige Schalk oft im Theater seine tollsten Streiche. Bei ihm ist keine Vorstellung vor Überraschungen sicher.

Karl Waldemar.

Das Geheimnis des grellroten Autos

Immer stärkere Sprengstoffe — Die „Suppentücher“ und der russische Professor

Für Piffaver war's im Grunde genommen ausgleichende Gerechtigkeit. Er rettete vor längerer Zeit die Hamburger „Tannhäuser“-Aufführung auf gleiche Weise. Als Gast angekündigt, hatte er unterwegs mit seinem Auto eine Panne und verpatete sich. Der türkische Tenor war schon eingespungen und sang den ersten Akt. Er wurde heiser, und im zweiten Akt gab ein Chorist den Tannhäuser. Dabei übernahm er sich und hatte bei Schluß des Aktes seinen Ton mehr in der Kehle. Da ging die Tür auf und — als der rettende Engel trat Piffaver ein! Er kam — er sang — und siegte die Partie zu Ende. Man schmunzelte: „An einem Abend drei verschiedene Tannhäuser — mehr kann man nicht verlangen.“

Im Schauspiel kam's bisher nur in Paris vor einigen Jahren vor, daß eine Rolle am gleichen Abend von zwei Spielern verkörpert wurde. Der Hauptdarsteller war nicht imstande, seine Rollenrolle in der kurzen Zeit zu lernen, so teilte man sie in zwei Teile ein. Er spielte die ersten drei, ein anderer Schauspieler die beiden letzten Akte. Natürlich müssen solche Experimente immer auf das Zwischelfall wirken!

Am tollsten geht es in der Traoddie zu. Man gab da kürzlich „Rauft“ an einem sonst sehr respektablen Provinztheater. Ein großer Erfolg bis zur berühmten Kerkerzene. Hier brach das Unheil mit verdoppelter Gewalt herein. — Born windet Greichen sich in Qualen und hinten setzt sich Rauft verzweifelt auf die Bank mit dem Wasserfrau. Sie klappt hoch, der Krug zerbricht in Scherben und Rauft sitzt auf der Erde. Für ihn gab's nichts zu lachen — wohl aber für das Publikum! — Als Greichen dann noch einfiel: „Heinrich, mir graut vor dir!“ mußte der Vorhang fallen.

Ähnlich erging es sogar Ratz einmal, als er den „Hamlet“ spielte. Man spricht in Prag noch heute davon. Der Geist von seinem Vater soll in die Unterwelt versinken und blieb zur Hälfte in der Vertiefung stecken, die nicht in Ordnung war. Den halben Kartentisch zu verdecken, taucht ein wandelnder Rosenbusch in der Kulisse auf — trotz strengstem Winter! — und pflanzt sich dicht vor den Aktreis hin. Der dahinterstehende Bühnenarbeiter hatte nicht damit gerechnet, daß man seine Nähe mit den großen Filzparisern unter dem Busch hervorlugen sah. Sie erinnerten an Chaplin und mit dem Geist war es vorbei. „Hier wendet sich der Geist mit Grausen!“ raunte Ratz und ging kopfschüttelnd ab.

Gastspiele haben's in sich! Auch Piffaver mußte ein Lied davon zu singen. Er spielte

In Wilmington (Delaware) ist es einer amerikanischen Firma gelungen, einen Sprengstoff herzustellen, der in seiner Wirkung den härtesten bisher bekannten Sprengstoff der Welt übertrifft. Indessen haben die grellroten Autos, die zu leuten geradezu ein Selbstmord ist, nichts über die Chausseen.

Überall in der Welt fliegt bald einmal etwas in die Luft. Man macht nicht viel davon her, denn meist ist Verchtsinn oder Unachtsamkeit daran schuld. Oder aber man experimentierte mit Sprengstoffen, die niemanden anders zunächst was angingen. Da soll neulich ein russischer Professor mit einer ganzen Zehn- und Wellblechbarade und mit donnerartigem Getöse in die Luft geflogen sein. Jurid blieb nur noch ein Loch von 100 Meter Durchmesser und entsprechender Tiefe. In der Umgebung wackelten die Häuser und die Fenster scheibten sprangen reißlos. Wer mit dem Leben davonkam, blieb tagelang krank, wenn nicht gar das Trommelfell einen ersten Schaden davongetragen hatte.

Eigentlich hatte man dem Professor gar nicht mehr angetraut, daß er noch einmal den von ihm geachteten Sprengstoff entdecken würde. Er brachte wohl manchmal kleine Explosionen zustande, die durchaus nichts Besonderes waren. Schlimmstenfalls konnte man mit Dynamit das gleiche erreichen. Die G.P.U. dachte schon daran, ihn deswegen vielleicht erschießen oder nach Sibirien verbannen zu lassen — da knallte es denn auf einmal ganz furchtbarlich in der alten Wellblechbarade des Professors. Von dem Blech, von dem Professor und von der Einrichtung des Laboratoriums waren nur mehr Atome übrig, und aus diesen Atomen konnte man leider das schöne Rezept des Sprengstoffes, der da explodiert war, nicht mehr zusammensetzen.

Jetzt bekant man das gewaltige Loch, in dem man vielleicht einen See anlegen will, und erinnert sich nochmals an den Anfall und die gewaltige Plammensäule, die sekundenlang den Himmel fleg. Man hatte nicht mehr und nicht weniger geglaubt, als daß der Professor die ganze Union der Sowjetrepubliken in die Luft sprengen wollte.

Wohin man kommt, in Pennsylvania, Kalifornien, oder Texas — wenn man die angestrichenen Autos sehen, die nachts langsam und vorsichtig über die Chausseen schleichen. Wer sie sieht, nimmt Meßhaus, denn schon ihr Anblick schreit mit Lebensgefahr verknüpft zu sein. Sie bringen das flüssige Nitroglycerin heran, jenen mörderischen Sprengstoff, den man zu den verschiedensten Zwecken in den Oligebieren

braucht. Dieser Sprengstoff wird in Kanonen versendet, die einzelne Räder aus Gummi haben. Die Autos sind extra gefedert und geschützt — aber alles hilft nicht viel. Nitroglycerin explodiert durch den kleinsten Anstoß, durch Stoß, Schlag, Stöße. Vor längerer Zeit ging ein Pferd durch, als es nachts plötzlich eines solchen grell-

einige verbeulte und unbrauchbare Eisenstücke des Motors.

Die Männer, die diese Wagen fahren, müssen Selbstmörder von Beruf sein und bereits mit dem Leben abgeschlossen haben. Schon ein zu scharfes Bremsen genügt zuweilen, und das ganze Auto fliegt in die Luft. Eine amerikanische Gesellschaft, die Du Pont Company, meldet jetzt aus Wilmington, daß es ihr gelungen ist, den härtesten Sprengstoff, den die Welt kennt, das Tri-



Zeichnung Kusch.

roten, schleichenen Autos ansichtig wurde. Sekunden des Schreckens. Das kleine, leichte Wägelchen, das von dem Tier gezogen wurde, schlug wild hin und her — traf gegen das rote Sprengstoffauto und weder von Auto und Fahrer noch von Pferd und Wagen blieb nur die gerinnste Spur übrig.

Wegen dieser Gefährlichkeit müssen sämtliche Polizeistationen der Orte vorher verständigt werden, durch die ein solches Todesauto kommt, das „Soup“, wie man hier den Sprengstoff nennt, befördert. Deswegen darf so ein Wagen keine Städte von mehr als 10 000 Einwohner passieren, sondern muß einen großen Bogen um sie machen. Trotz aller dieser Maßnahmen aber fliegt jeder fünfte „Soupwagen“ in die Luft, und da, wo eben noch einer der bekanteten Drei-Tonnen-Kaufswagen war, kann wenige Augenblicke später schon ein riesiger Sprengtrichter sich aufstun. Wenn man Glück hat, findet man allerdings etwa einen guten halben Kilometer entfernt noch

nitrotoluol (T. N. T.), zu überreifen. Der neue Sprengstoff ist noch um 20 Prozent wirksamer und — das ist das Sensationelle — er soll trotzdem gegen gewöhnliche Explosionsreizungen unempfindlich sein. Man hat zum Beispiel den neuen Sprengstoff mit Gewehrfeuer beworfen, ist mit Feuer darüber hingegangen, hat heiße Eisen in ihn hineingeworfen oder hat ihn unter die schlagende Wucht schwerer Hämmer gesetzt — trotzdem rißte er sich nicht.

Der neue Sprengstoff ist da. Jetzt sind die Küstungsschleue wieder an der Reihe, noch stärkere Befestigungen, noch gewaltigere Panzerplatten zu konstruieren und zu bauen. Eider werden sie diese Aufgabe auch schaffen — allerdings bis der nächste Sprengstoff seinen Weg aus dem Laboratorium des Erfinders heraus antritt.

R. Schulze-Nisart.

* DIE SEITE DER FRAU *

Männner und Frauen.

Die Einteilung der Menschen in Männer und Frauen ist eigentlich die natürlichste und die einfachste, die wirklich die Menschheit in zwei ungleiche Hälften scheidet; und mancher hält diese Einteilung auch für die wichtigste, zum mindesten für die interessanteste. Ja, es gibt Menschen, die überhaupt von keiner anderen Einteilung der Menschen etwas wissen. Die kennen eigentlich keine Menschen, sondern nur Männer und Frauen, d. h. Geschlechtswesen von gleichem oder verschiedenem Geschlecht. Die ersten sind ihnen dann mehr oder weniger gleichgültig oder auch verachtet, die vom verschiedenen Geschlecht dagegen sind ihnen die eigentlichen und beachtenswerten Geschöpfe.

Das soll aber nicht heißen, daß sie diese Geschöpfe, nach denen sie immer wieder Kopf und Augen hin drehen, auch immer liebenswert finden. Es steht nämlich so: Wenn der Geschlechtsunterschied allein im Bewußtsein steht, die Hauptsache, ja die einzige Tatsache ist, die sein Interesse in Anspruch nimmt, der ist bereits auf einem Nebenwege, der ist schon an dem wirklichen Sinn des Geschlechtsunterschiedes der Menschen vorbeigekommen und wird über kurz oder lang erfahren müssen, daß sein Interesse, oder auch was er seine Liebe zum anderen Geschlecht nennt, in Haß und Grauen oder auch Verachtung endet. Wer eine Frau verehren will, der muß zuerst wissen, daß sie ein Mensch ist, und wer einen Mann lieben will, muß ihn auch als Menschen lieben können, d. h. als eine Welt für sich, eine Welt von Interessen, Gedanken, Idealen, Bestrebungen, die mit seinem Mannesstump nicht zu tun haben. Das Menschsein ist das wichtigste an uns allen, das Bedeutendste und auch das Abwändigste. Selbst die verschlossenste Mannesseele reicht nicht tiefer ins Innerliche hinab, als die geschlossene des Menschentums überhaupt reichen. Und das rätselhafte Frauenmysterium ist nicht wunderbarer als das Lachen und Weinen der Menschenkinder überhaupt ist.

Die Unterschiede zwischen Mann und Frau sind in der Tat ernst und schwer. Nicht als ob sie in sich so unermesslich groß wären. Mann und Weib haben je eine geistige, unsterbliche, nach Gott rufende Seele. Beide sind sie für eine Ewigkeit erschaffen, von Gottes Sohn erlöst, mit göttlicher Liebe überhäuft. Beide sind sie vollwertige und vollberechtigte Persönlichkeiten, die sich mit gleichem Recht und gleicher Freiheit gegenüberstehen. Auch die sittlichen Möglichkeiten sind für beide die gleichen: Es gibt nur eine sittliche Vollkommenheit für den Mann wie für die Frau, und jede Sünde ist das gleiche tödliche Unheil, ob sie in einem Mann oder in einer Frau geschieht. Tatsächlich finden wir auch gute und böse Menschen unter beiden Geschlechtern. Also in den wesentlichen Dingen und Fragen scheint überhaupt kein Unterschied obzuwalten.

Es sind aber doch Unterschiede da, und sie werden von uns so stark und heftig, so fest und schmerzhaft empfunden, wie kaum ein anderer Unterschied unter den Menschen. Man hat viel über den Unterschied der Begabung nachgedacht, wie ja die Menschen überhaupt gerne über die eigene und fremde Begabung nachdenken. Und besonders ist viel darüber geredet worden, ob die Frau schöpferisch ist. Nun, sie ist sogar sehr schöpferisch, sie gibt buchstäblich einem neuen Menschen das Leben, bringt etwas hervor, das nicht ein totes Gemächte ist, wie unsere sonstigen Schöpfungen, sondern etwas Lebendiges. Auch in geistiger Weise ist die Frau fruchtbar und schöpferisch, freilich auf anderem Gebiete als der Mann: die Frau scheint im allgemeinen mehr auf ethische als auf intellektuelle Werte schöpferisch. Der Mann erzeugt die Ideen, welche die Welt gestalten, die politischen, wissenschaftlichen, die künstlerischen, und er hat den ungeheuren Stolz bewundernswürdiger Energie in sich, um diese Ideen auch zu verwirklichen. Diese Energie entartet allerdings leicht in Selbstsucht und Rücksichtlosigkeit oder wird ihm so angeschlossen.

Die Frau bringt nicht so häufig ein neues Erkennen in die Welt, aber sehr oft und fast immer ein neues Lieben, und sie schafft damit die einzige Realität, die es eigentlich auf geistigem Gebiete gibt: die Liebe als Beziehung des einen zum anderen, die Liebe als ein Hervorbringen, ein Tragen, Pflegen und Entwickeln des anderen. Die Frau ist aus innerem Wesen heraus angelegt, ein Du setzen zu lassen, ja zu wollen. Der Mann muß sich eine solche Geneigtheit seines Herzens erst in langer und nie ganz vollendeter Erziehung abringen.

Die schöpferischen Kräfte und Begabungen von Mann und Frau liegen also auf verschiedenen Seiten des Tafels, und so wachsen auch ihre Leistungen nicht auf dem gleichen Felde. Der Mann als der Erfinder, der Erzeuger von weltbewegenden Gedanken, sucht und findet seine Erfolge auf dem Felde der Weltgestaltung, der Politik, Wirtschaft, Forschung und Kunst. So sind seine Leistungen stets wahrnehmbar und meßbar, in die Augen fallend, und das eben reizt und lockt in neuerer Zeit manche Frauen, auch derart wahrnehmbare Leistungen aufzuweisen zu können und es dem Manne gleich zu tun in seinen männlichen Berufen.

Aber darin liegt eigentlich eine Undankbarkeit der Frau gegen sich selbst. Sie verleugnet ihr Eigenes, um einem Fremden, das ihr eigentlich widerstrebt, nachzulaufen. Die Frau hat ihre eigenen Leistungen, aber sie liegen auf dem Felde der schöpferischen Beziehung, auf dem Gebiete der dienenden, helfenden, pflegenden und sorgenden Liebe. Die Frau leistet nur soviel Eigenes und Originelles, als sie Liebe besitzt und auswirkt. Selbstverständlich kann sie auch auf den Arbeitsgebieten der Männer sehr namhaftes leisten, ja sie kann zuweilen, wo sie aus eigener Freude an ihrer Sache schafft, nicht aus dem häßlichen Zwang zum Brotverdien, vielleicht noch mehr häßlich sein in der Welt des Mannes, als die meisten Männer es sind. Denn die meisten Männer sind gar nicht hervorstechend schöpferisch, sondern haben nur die Ideen durchzuführen, die andere gehabt haben. Dies aber kann die Frau schließlich auch, wenn auch mit geringeren physischen Kräften.

Sie hat also eigentlich keinen Grund, sich um jeden Preis und immer wieder beschleunigen zu lassen, daß sie es dem Manne gleich tun kann. Es hat auch nicht viel Zweck, über den verschiedenen Wert von Männer- und Frauenleistungen nachzugrübeln, denn sie lassen sich eigentlich nicht vergleichen oder gegeneinander messen. Es sind da keine Größen, son-

dern vielmehr Art- und Qualitätsunterschiede. Es sind Unterschiede wie zwischen Rechts und Links, zwischen Osten und Westen. Die Menschheit verdankt sicher am meisten den großen Männern, die ihr geschenkt wurden, diese aber verdankten mehr einer Frau als einem Mann.

Weil die Leistungen der Frau wesentlich auf dem Gebiete der dienenden Liebe liegen, darum bestehen sie zu einem großen Teil in Leid, im helfenden Leid, im mitleidenden Leid, in stellvertretendem Leid. Schon in der Sphäre des körperlichen Leides trägt die Frau, die unter Schmerzen ihre Kinder gebären und unter unagabaren Mühen großziehen muß, den weitaus größeren Teil aller Menschheitsleiden. Und was sie mit ihrer hingebenden, feingestimmten, zartfühlenden und immer etwas idealistischen Seele leidet, das ist gar nicht zu beschreiben. Selbst wenn es ihr gut geht, wenn sie einen beglückenden Beruf hat, wenn sie in einer idealen Ehe lebt, wenn sie in ihren Kindern gesegnet ist, auch dann leidet sie ununterbrochen: Das erhabene Leid der Liebenden in seinen unzähligen Formen und Gestalten.

Die verschiedenen Begabungen und Lebensbestimmungen von Mann und Frau bedingen natürlich auch eine Verschiedenheit des Charakters. Es ist darüber unendlich viel gesagt und geschrieben worden, aber das Thema ist nicht zu erschöpfen. Nicht, als ob Mann und Frau so ganz andere Eigenschaften hätten, nein, ihre Tugenden wie ihre Fehler werden mit den gleichen Namen genannt, wenn es auch sogenannte männliche und sogenannte weibliche Tugenden und Fehler gibt. Es ist doch keine Feinheit des Mannes denkbar, die nicht auch der Frau erreichbar wäre und umgekehrt; darum spricht die Kirche Männer wie Frauen in gleicher Weise heilig. Und ebenso ist auch im Mann keine Erbärmlichkeit, die sich nicht auch in Frauen findet. Was eigentlich die Charakterkunde von Mann und Frau so unbeschreiblich macht, das sind gewisse letzte Färbungen, die sich eben nicht mehr durch eine Tugend- oder Lasterkategorie ausdrücken lassen. Der Mann ist auf andere Weise als die Frau; die Frau liebt auf andere Weise als der Mann. Selbst die beiden Geschlechtern gemeinsamen Eigenschaften sind doch immer von einem eigenen Licht überzogen und erst recht die ausgesprochenen männlichen und weiblichen Eigenschaften.

Die Klarheit, die Ruhe, die Festigkeit, die Festigkeit des Mannes, finden sich gewiß auch bei manchen Frauen. Aber sie hat da nicht den unbeschreiblich wohlthuenden Ton, in dem der ausgereifte Mann spricht, handelt, sich gibt, um dessen willen man ihm vertraut, sich von ihm führen läßt, sich an seiner Hand so unendlich sicher fühlt. Es begegnet uns zuweilen in der Männerwelt ein Charakter, eine Festigkeit und Kraft, eine Formung und Prägung der Seele, die in dieser Weise eben nur in einem Mann möglich ist.

Und zuweilen, ja vielleicht öfter als jeder Mannesstump, begegnet uns eine Frau von so wunderbarer Schönheit des inneren Lebens, daß man wiederum urteilen möchte: Nur eine weibliche Seele vermag zu einer so harmonischen und beglückenden Vollendung des Menschenlebens zu gelangen, daß wir unwillkürlich an das Räthen einer Muse erinnert werden. Gewiß, die Aufopferung, die Treue, die Hingabe des Weibes kann und soll auch der Mann besitzen oder erwerben. Aber es ist doch anders in ihm; und wenn er es selbst zur Vollkommenheit eines Heiligen gebracht hätte, ist es doch anders als in der gleich vollkommenen Frau. Ueber dem Frauenwesen und -wirken ist doch immer ein Glanz, eine Wärme, eine Leichtigkeit, eine Stille, die unter allen übrigen Geschöpfen wohl nur noch die Engel haben.

Ähnlich verhält es sich mit den Fehlern. Die geschlechtliche Färbung verleiht auch die Schwächen, die auf dem Menschen liegen. Rücksichtslosigkeit etwa im Mann zu einer schrecklichen und abstoßenden Brutalität. In einer Frau ist sie geradezu widernatürlich. Der feindselige, zankische, herrschaftliche oder eitle Charakter erhält in einem Frauenwesen noch eine Zufahrfärbung des Gemüths, ja des Ansehens, während der Mann, der solche Eigenschaften besitzt, dadurch zu einer Lächerlichkeit wird. So kommt es, daß die Geschlechtlichkeit aller Eigenschaften des Mannes wie der Frau in eine ganz neue Dimension rückt, in eine eigenartige Höhe hinaufhebt.

Frauenherz.

So mancher, der vor Sehnsucht stirbt,
Im Huld und rote Rosen wirbt,
Erlangt doch nichts mit Ach und Oh
Als einen Kranz von Haberstroh.

Ein anderer, ein gelehrter Mann,
Sagt, was er will und was er kann,
Er bietet redlich Brot und Wein
Und holt dafür ein frohlich Nein.

Der dritte kommt, den Strauß am Huh,
Er pfeift und winkt nur wohlgenut,
Die ersten Freier laßt er aus
Und führt die schöne Braut nach Haus.

Du wunderliches Frauenherz,
So kühl, so hart, wie starrend Erz,
So warm und weich wie abends spät
Die Sommerluft durch Rosen geht.

O Frauenherz von Bonn' und Weh,
Du rätselhafte dunkle See!
Wer forscht dich aus, wer wagt und mißt
Die treulos und wie treu du bist!

J. W. Weber.

oder in eine besondere Art von Tiefe hinabstößt. Daß also das Entzückende, was wir an einem Menschen wahrnehmen, die feinste Abtönung seiner Vollkommenheit, der letzte Charme seines Wesens von seiner Geschlechtlichkeit herkommt, weil er eben Mann oder weil sie Frau ist. Ganz vollkommene Menschen sind immer nicht bloß Menschen, sondern eben männliche oder weibliche Menschen. Und so ist es auch mit den Fehlern. In der Färbung der Männlichkeit erhalten auch die Fehler eines Mannes einen besonders empfindlichen Reizgeschmack, und in der besonderen Färbung durch die Weiblichkeit werden die Fehler der Frau so giftig und ipebia, daß man das Urteil hört: Nur ein Weib ist imstande, so häßlich und widerwärtig zu wirken.

Also sowohl durch die Männlichkeit wie durch die Weiblichkeit werden die Grenzen des Menschlichen erweitert, die Möglichkeiten verschiedener Grade und verschiedenartiger Gestaltungen werden schier ins Unendliche vermehrt, im Großen wie im Kleinen, im Guten wie im Bösen, im Göttlichen wie im Teufelischen. Die Männlichkeit wie die Weiblichkeit vermag einen Menschen in Höhen zu erheben, die uns übermenschlich anmuten, oder in eine Tiefe zu führen, die uns dämonisch erscheint.

Daher kommt es nun wohl, daß wir die Unterschiede von Mann und Weib, obgleich sie in sich nicht wesentlich sind, doch mit einer Schärfe empfinden, wie sonst keinen Unterschied unter den Menschen. Der Geschlechtsunterschied wirkt auf unser Gefühl und somit im stärksten Maße auch auf unser Urteil und unser Handeln. Es gibt nichts, was uns so wohl zu tun vermöchte, wie eine vollkommen ausgereifte, starke und gütige Männlichkeit und eine liebende, stillstrahlende und sonnige Weiblichkeit. Es gibt aber auch nichts, was uns so quälen könnte wie männliche Rücksichtslosigkeit oder weibliche Kleinlichkeit, männliche Selbstsucht oder weibliche Eifersucht, männlicher Hochmut oder weibliche Unvernunft, männliche Gleichgültigkeit oder weibliche Geschäftigkeit, männliche Roheit oder weibliche Hinterlist, männliche Dummheit oder weibliche Narzessucht. So kommt es auch, daß die Familiengemeinschaft von Mann und Frau von unbeschreiblichen Seltsamkeiten und von einer Schönheit höchster und feinsten Art erfüllt sein kann, aber auch von Greueln, Qualen und Bitterkeiten, die nicht mehr menschlich und irdisch zu nennen sind.

Lippert, Zweiteil Menschen. (Verlag Habel, Regensburg.)

Die heilige Elisabeth.

Während der edle Landgraf so lange außer Landes weilte, heute unterdes die edle Königs-Tochter, seine Wirtin St. Elisabeth, in großer Innigkeit ein Spital am Fuße des Wartberges auf und nahm darin arme Menschen auf. . . Lieberdies ordnete sie bei ihrem Hofgelande an, daß alle Tage in ihrer Gegenwart wohl hundert armen Menschen Almosen gereicht und gegeben werde. . . Da wurde sie von den Aufsehern bei ihrem Herrn beschuldigt und angeklagt, daß sie in unwirtschaftlichem, überattem Maß Almosen ausgeteilt hätte. Darauf antwortete der milde, tugendhafte Fürst und sprach: Laßt sie um Gottes Willen geben und armen Leuten nach ihrem Willen Gutes tun, wenn nur die Wartburg und Neuenburg unserer Herrschaft erhalten bleibe! Ich weiß wohl aus der hl. Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge vor allem gar behagen und auch bei den Leuten wohl bestehen. Das sind: Eintracht der Brüder, Liebe und Treue unter den Christen, Einheit von Mann und Weib.

Aus Bertholds, des Rappans Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth.

„Seelen-Massage“.

Nun ist die amerikanische Frau dahinter gekommen, daß es nicht ausreicht, alljährlich viele hundert Tollar für Schönheitspflege auszugeben. Sie hat entdeckt, daß sie auch etwas zur Entwicklung ihrer Persönlichkeit tun muß. „Seelen-Massage“ ist das Gebot der Stunde, nicht nur äußere, sondern auch innere Verjüngung tut not. Man hat einen wahren Feldzug gegen üble Gewohnheiten, schlechte Launen und ähnliche Schladen der Seele eröffnet. In besonderen „Charmlions“ werden die amerikanischen Frauen unterrichtet, auf ihre Stimme zu achten, die Bewegungen ihrer Hände zu überprüfen und auf ein belebtes, interessantes Mienenpiel zu trainieren. Wie alle in Amerika, so ist auch der Erwerb einer neuen Persönlichkeit zu einem Sport geworden, der vom Geist und nicht vom Herzen dirigiert wird und vor allem der Schönheitsindustrie zu einer neuen Umstellung und einem neuen Aufschwung verhilft.



Schottisch — die Frühjahrsmode.

Ein marineblaues Frühjahrskleid mit breitem Goldstich im Schottenmuster. Handschuhe und Handtasche aus gleichem Material.

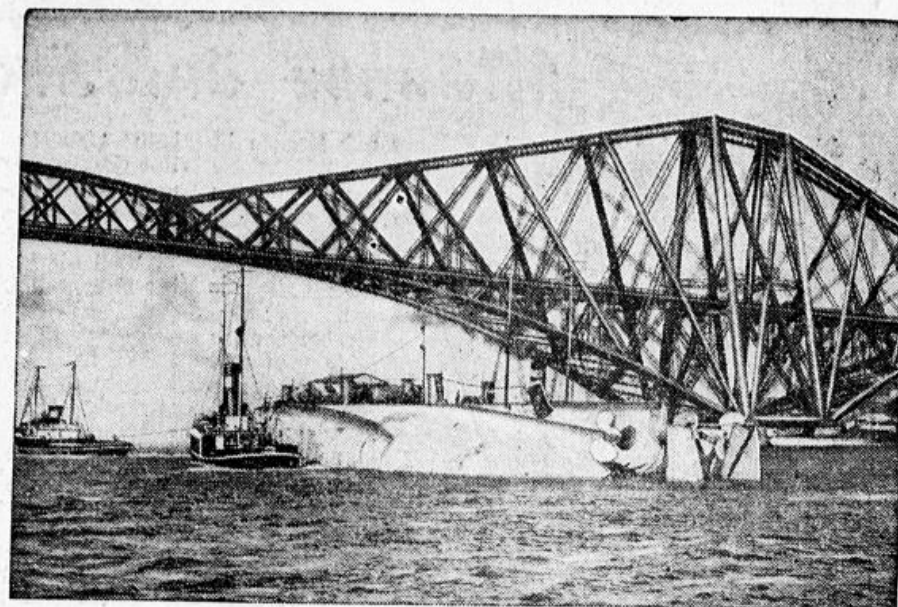
Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Bild links:
Kardinal Faulhaber
weiht Missionsflug-
zeuge und -wagen.
Kardinal Faulhaber bei
der Weihe von zwei
Missionsflugzeugen und
10 Missionskraftwagen
auf dem Münchener
Flughafen. Sie werden
in den Dienst der „Miva“
gestellt.

Bild rechts:
Linienschiff „Bayern“
auf der letzten Fahrt.
Das Linienschiff „Bayern“,
das 1919 mit den
anderen von England
internierten deutschen
Schiffen bei Scapa Flow
versenkt wurde, ist jetzt
von den Engländern ge-
hoben worden, um abge-
wrackt zu werden.



Die Trauerflore werden von den Stahlhelm-Fahnen abgenommen.
Auf dem Jahn-Sportplatz in der Halenheide wurden bei einem Aufmarsch der Berliner
Garde des R.E.-Deutschen Frontkämpferbundes (Stahlhelm) die Trauerflore, die
seit 1918 zur Erinnerung an die Schmach von Versailles getragen wurden, von den
Fahnen entfernt.

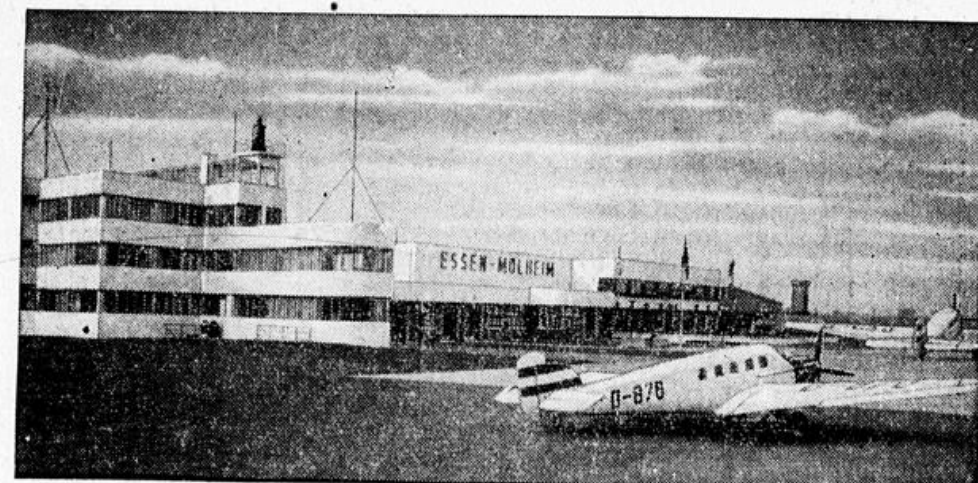


Bild rechts:
Der neue Welt-Präsident des Roten
Kreuzes.

In Paris wurde Admiral Cary
L. Grayson zum Präsidenten der
Liga der Rote-Kreuz-Vereine ge-
wählt.

**„Essen-Mülheim—Hamburg in 70,
— Berlin in 100 Minuten.“**

Der in Lage und Anlage muster-
gültige Luftlande-Flughafen Essen-
Mülheim, der mit Recht als einer
der schönsten Flughäfen Deutsch-
lands gilt, entwickelt sich immer
mehr zum Flughafen der Nahverkehr-
schaft. Ab 1. Mai wird mit der Gen-
tel-Blitzmaschine eine Schnellverbin-
dung nach Hamburg mit 70 Minuten
Flugdauer geschaffen. Die schnellste
Verbindung nach Berlin ist eine
Stunde 40 Minuten.



**Um die Tank-Meisterschaft von
Italien.**

In diesen Tagen wurden in Rom
die ersten Rennen der Tanks um
die Meisterschaft von Italien aus-
getragen, bei denen schwere und
leichte Tanks in Rennen über Steil-
hänge, Gruben und Stachelstraßen
zeigen mußten, was sie und ihre
Besatzungen leisten.



Bild links:
Deutschland auf der Se-
gel-Regatta über den
Atlantik.

An dem am 8. Juni beim
Feuerschiff vor New-
port beginnenden län-
gsten Nachtreffen der
Welt von Amerika nach
Europa nimmt die Yacht
„Elisabeth“ unter der
Flagge des Norddeut-
schen Regatta-Vereins
als einzige deutsche Yacht
teil. Führer der Yacht
ist Kapitän Schlimbach
(oben links).



Unsere Reichswehr.
Ein Posten mit Melde-
hunden im Gelände.

Bild links:
Probefahrt der „Scharn-
horst“ auf der Unter-
weiser.

Der neue 18 000 Brutto-
registertonnen große
Schneidkampfer „Scharn-
horst“, mit dem der
Norddeutsche Lloyd sei-
nen neuen Ostasien-
dienst eröffnet
wird, hat mit seinen
Probefahrten begonnen.
Die erste Fahrt auf der
Unterweiser verlief zur
größten Zufriedenheit.
Am 3. Mai fand die
Nebenprobefahrt
statt.



Hamburg in 70, 100 Minuten.

und Anlage mußte a-Flughafen Essen mit Recht als einer Flughafen Deutsch-lands wird mit der Gen- eine Schnellverbin- gung mit 70 Minuten fen. Die schnellste in Berlin ist eine ten.



re Reichswehr. e Fahrt mit Melbe- im Gelände.

18:000 Brutto- tonnen große dampfer, Scharn- mit dem der tische Mond sei- ten Ostalien- enst eröffnen hat mit seinen brten begonnen. e Fahrt auf der fer verlief zur Zufriedenheit. Mai fand die hneprobefahrt

Spielplatz der Jugend

Hans und Grete haben einen neuen Freund...

Als Onkel Fritz von seiner Afrika-Reise zurückkam, da fanden Hans und Grete, die Zwillinge, nichts so aufregend von all den wunderlichen Sachen, die er mitbrachte, wie seinen „Rips“.

„Rips“ ist eine Mierfage und hat einen heizbaren Stiel, in dem sie herumturtelt, doch es den Zwillingen schwindlig vor Augen wird, wenn sie zusehen. „Rips“ fliegt mit einem Satz über seinen Stiel und an der Gabelung hinauf, läßt sich plötzlich fallen, hängt mit einem Ruck kopfüber an seinem langen Schwanz und grinst rein wie ein junger Teufel die beiden Geschwister an, die ihn atemlos anstauen. Man darf ihn anfassen und streicheln, man wagt aber nicht, ihn zu necken, denn gar zu gefährlich leben die blühend weißen Zähne und die schmalen gekrümmten Krallen aus. Aber „Rips“ ist zahm, und wenn er sich bedrohlich gebärdet, auf eine Art, die zwischen Komik und Unheimlichkeit liegt, dann meint er es gar nicht so und weiß bestimmt nicht, wie schlimm er aussieht.

Lebenslustig ist er Obst und Kaffee. Hans und Grete bringen ihm stets etwas Zerartiges mit, wenn sie



Drohlige Geschichten erzählt Onkel Fritz von „Rips“.

„Ob er ihn fing, sei „Rips“ das ungezogenste Affentier am ganzen Senegal gewesen, und der ist doch lang, durchfließt mehr als halb Afrika. Onkel Fritz schildert, wie „Rips“ die Giraffen ärgerte, indem er an ihrem langen Hals in die Höhe kletterte wie er den Löwen mit Kossnüssen bombardierte und die riesige Kesselschlange mit ihrem Schwanz an einen Baum band — aber Hans und Grete glauben kein Wort davon — und sie tun ganz recht daran, denn Onkel Fritz ist ein Späkögel.

Die übrigen Tiere des lustigen Onkels, aber, die Pferde, die Kasse, den zahmen Affen und vor allem die beiden Hunde „Mib“ und „Nab“, irritiert „Rips“ nach Kräften. Sie kommen nie freiwillig in seine Nähe, denn keines von ihnen ist dem Affen an List und Gewandtheit gemessen.

Seit vierzehn Tagen aber ist „Rips“ krank. Er hustet, und Onkel Fritz sieht bedenklich aus. Nun soll die nächste Reise nach Indien gehen, und „Rips“ in nächster Zeit soll alles bereit sein. Der Onkel wollte eigentlich seine Ferien in Deutschland feiern und die alten Apfelbäume blühen lassen, aber er hat seinen „Rips“ doch wohl zu lieb. Damit „Rips“ bald gesund wird, fährt Onkel Fritz nach dem Süden.



Wollen wir mal lachen?

Drei kleine Jungen kommen in die Drogerie.

„Na, mein Junge, was soll's denn sein?“ fragt der Drogist freundlich.

„Ich möchte für einen Großen Walzbonbons“, sagt der erste.

Der Drogist muß auf seine kleine Leiter steigen, weil die Walzbonbons ganz oben stehen. Er holt die Büchse runter, nimmt die Bonbons raus, stellt die Büchse wieder oben an ihren Platz und händigt dem Jungen sein Tütchen aus.

„Na, und was möchtest du?“ fragt er den zweiten.

„Für 'nen Großen Walzbonbons“, sagt der.

„Kommst du das nicht gleich sagen?“ brummt der Drogist, steigt auf, holt runter, wiegt ab, stellt wieder auf.

„Ich will dir mal was sagen“, wendet sich der Drogist an den dritten, „wenn du jetzt auch etwa für einen Großen Walzbonbons haben willst, dann kannst du was erleben!“

„Nein“, sagt der dritte schüchtern, „ich möchte nur für einen Sechser!“

„Onkel, weißt du, wieviel Sterne es am Himmel gibt?“

„Junge, das weiß doch kein Mensch!“

„Aber ich, Onkel!“

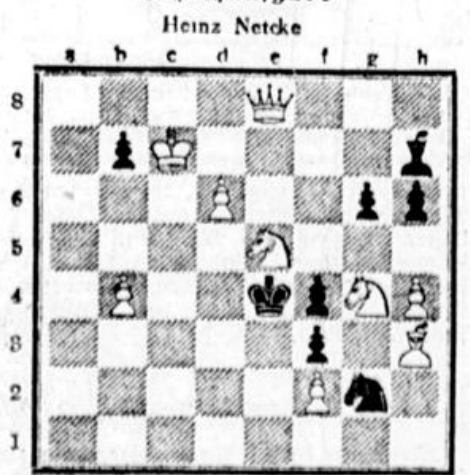
„Du? Na, wieviel sind es denn?“

„Genau doppelt soviel wie die Hälfte!“



ihn besuchen. Und wenn er ihre Stimmen draußen hört, dann hüpfen sie schon ungeduldig und unermüdlich auf und ab, betteln, wenn sie in seinen Raum kommen, unterlächelt alle ihre Zeichen und bedankt sich, indem er die beiden streichelt oder sanft an den Haaren zupft.

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 17 Figuren. Weiß (9 Figuren): König e 7, Dame e 8, Springer e 5, g 4, Läufer h 3, Bauer b 4, d 6, f 2, b 4 — Schwarz (8 Figuren): König e 4, Springer g 2, Läufer h 7, Bauer b 7, f 3, f 4, b 6, g 6.

Denkpostaufgabe

Die her	Pauli	Vor	el	par	deun	an
er	helt	100	die	Rich	riht	aus
den	ba	reite	del	ta	ga	in
helt	ba	mal	ten	bat	die	an
helt	tag	er	raue	ba	traffs	del
helt	ant	las	gungs	ge	an	nichts
helt	ant	Gras	Ziel	Frak	ba	an
Lo	sung	del	er	schach	nur	an

Obigen Brief erhielt ein in Untersuchungs- hait befindlicher Verbrecher. Dem die Voll- zentrullierenden Kriminalbeamten kam der Brief nicht einwandfrei vor, zumal in der an-

geführten Lösung einer Schachaufgabe unmög- liche Züge angegeben wurden. Er dachte über die Frage nach: Anwiefern abneht der Brief einem Schachbrei? Verriet die angegebenen Züge etwa ein Geheimnis? Nach einigem Nachdenken hatte der Beamte einen Ver- freigungsplan der Verbrecher entdeckt.

Silbenrätsel

Aus den Silben
a — ant — bee — ber — bis — burg — cha
— chel — cho — cra — da — do — drof — en —
gard — go — he — ho — i — l — irm — fa
— fu — far — le — li — ma — mar — me —
nach — na — ne — nl — nor — pen — ra
— raf — re — re — ro — sari — sel — spei —
sta — fra — te — ter — thost — to — trat
— wer — wins — ze

Sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Seneca ergeben (ch ein Buchstabe.)

1. Singvögel
2. belgische Seehafensstadt
3. russisch, Wulstiger Gegenwart
4. westdeutscher Höhenzug
5. Infektionskrankheit
6. belgischer Vogel der Kanarie
7. deutscher Maler des Mittelalters
8. Seelochardie
9. Gartenstrauchfrucht
10. Halbedelstein
11. langames Tonstück
12. Nebenfluß des Rheins
13. weiblicher Vorname
14. Landschaft i. Nordostschonland
15. mitteldeutsche Universitätsstadt
16. spanischer Eiertäpfer
17. Schicksalsgöttin
18. Staat in Nordamerika
19. Befestigung eines Menschen
20. gezogener Wechsel

Kreuzworträtsel



a) Von links nach rechts: 1. Besch- nungstreife, 9. Nebenfluß der Rulda, 10. Titelheld eines Schafesarschen Dramas, 11. Stadt in Thüringen, 12. mehrstimmiges Musikstud, 13. kleinster Teil der Materie, 14. andere Bezeichnung für Lied, 15. türkischer Vorname, 16. Ruhelort, 19. weiblicher Ver- senname, 23. biblischer Verort, 24. Teil des Vorderbeins, 25. Nebenfluß der Wol, 26. altes Vögelchen, 27. Karstlanne mit viel- fach verklungenen Wegen.

b) Von oben nach unten: 1. Rom- merischer Hühnerfluß, 2. bekannter Flieger, 3. römischer Kaiser, 4. Rindenvorauer, 5. im Ausgange lebender Bauer, 6. griechische Göttin, 7. Adergange, 8. Polymulde, 16. weib- licher Vorname, 17. Nebenfluß der Donau, 18. wie 25. waagrecht, 20. andere Bezeichnung für Stille, 21. Raub- vogel, 22. Schluß des Gebetes.

Zum Nachdenken

Ein Maler erzählt von seiner gefahren- reichen Polarreise und von den vielen Skizzen, in denen er trotz Kälte und Schwierigkeiten seine Eindrücke an Ort und Stelle festgehalten habe. Einmal zeigt er

Aus Puppenmütterchens Kochbuch

Falsches Sehei

Dazu braucht ihr einen Rest Milchreis, den ihr mit etwas Zucker durchrührt. Dann legt ihr einen gehäuften Eßlöffel so auf einen kleinen Teller, daß er eine hand- große Scheibe bildet. Außen rundherum streut ihr etwas Zimt mit Zucker und in die Mitte drückt ihr eine Aprikose, die vom Kompot, übriggeblieben ist. Das Ganze sieht täuschend wie ein Sehei aus — die Aprikose ist das Dotter, der Reis das Eiweiß, und wie braune Butter wirkt der Zimtrand.

Eierlich

Ein Ei wird mit einem Eßlöffel Milch glattequirt und mit Salz und Muskat abgeschmeckt. Zwei Eierbecher pinxelt ihr nun mit Ei aus, gleicht die acquirte Waffe dar- auf und laßt die Becher im Wasserbad so fachen, daß das Wasser fast bis zum Rand brodet, aber nicht in die Eier- becher hineinfällt. Ist die Waffe erhärtet, dann nehmt ihr die Becher vorsichtig heraus, laßt sie etwas abkühlen und stürzt sie auf einem Teller um, auf den ihr vorher ein Salatblatt gelegt. Das schmeckt herrlich und sieht be- sonders nett aus.

Allerlei Wissenswertes

Die fliegende Harke

Auch das allermodernste China beschäftigt sich nicht nur mit dem Hauber der Technik, den das Abendland dem Reich der Mitte brachte. Es gibt immer noch Zähne des Himmels, die die alten Sitten pflegen und lebendig erhalten. Davon zeugt eine Neuerung, die sich auf dem Gebiet des Drahtens durchzusetzen beginnt. Moderne Chinesen, das Nationalspielzeug der kleinen und großen Chinesen, werden mit einem Vogen aus Bambus ver- sehen, über den verschiedene abgeklimmte Saiten gespannt sind, welche bei Verührung durch den Wind melodische Töne von sich geben. Keine ganz neue Erfindung, aber neu angewendet.

Wieviel Plagen hat die Menschheit?

Die täglichen kleinen Sorgen und Verdrüßlichkeiten der Menschen weisen eine erstaunliche Ähnlichkeit auf, trotz- dem sich doch ein Mensch so verschieden von seinem lieben Nächsten fühlt. Ein wißbegieriger englischer Journalist veranstaltete, um die Hauptplagen der Menschen zu er- forschen, monatliche Umfragen über dieses Thema. Es ergab sich, daß ungefähr fünfhundert Dinge es sind, die die Menschheit am meisten ärgern. Darunter zeichnen sich aus: Die eben davonfahrende Elektrische; der Nachbar, der heimlich unsere Zeitung mitliest; Unpünktlichkeit bei den anderen; falsche Telefonverbindungen; der fehlende Stragentropfen; das nichtfunktionierende Feuerzeug...

Sind schwarze Zähne gesünder?

Kann ein anderer Körperteil sich so viel zumuten lassen, wie die menschlichen Zähne. Nicht allein färbigen wir durch Unachtsamkeit gegen sie, die Naturvöller behandeln sie zum Teil noch viel schlimmer. Sie stehen sie den jungen Zeiten aus, sie schlagen sie ein, sie fällen sie jagdlich oder spitz und geben ihnen verschiedene Farben. Gewisse südamerikanische Indianerstämme beispielsweise färben ihre Zähne durch das andauernde Kaue von bestimmten Pflanzen schwarz und halten das nicht nur für schön, sondern auch für gesund. Eine Meinung, die sich allerdings dadurch zu bekräftigen scheint, daß verschiedene aufgefundenen Mumien mit auffallend gut erhaltenen schwarzen Gebissen von ihnen vorgefunden werden.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Läufer c1 — b2
1.) ... L a 1 schlägt b 2; 2.) D b 5 — d 5; 3.) K e 2 — e 1; 3.) D d 3 — d 1 matt.

Steigerungsrätsel

1. Schweiz — Schweizer, 2. Schlud — Schluder, 3. Rohl — Rohler.

Scharadenjocell

Gründonnerstag

Silbenrätsel

1. Dynamit, 2. Albertine, 3. Zedl, 4. Gallei, 5. Eufette, 6. Relegner, 7. Nafin, 8. Charakter, 9. Garie, 10. Trislay, 11. Balfisch, 12. Arrac, 13. Ghomibi, 14. Gelebed, 15. Herodes, 16. San- dale, 17. Tamiat, 18. Attade, 19. Nimrod — „Das Gerücht machst, indem es sich verbreitet.“

Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Saragossa, 9. Eder, 10. Hual, 11. Heli, 12. Vage, 13. Alie, 14. Alie, 15. Gel, 19. Gmin, 22. Vido, 23. Sand, 24. Veer, 25. Hage, 26. Kigator, b) Von oben nach unten: 1. Zerabella, 2. Adel, 3. Heli, 4. Arie, 5. Oria, 6. Seal, 7. Sage, 8. Alexander, 16. Ziel, 17. Edel, 18. Fort, 19. Esra, 20. Waal, 21. Jugo.

Künstleraneddoten

Kiepara kam von seiner großen Tournee zurück. Im Speisewagen lernte er einen äußerst freundlichen Herrn kennen.

„Ich fühle mich sehr geehrt, Ihre Bekanntschaft zu machen“, sagte der freundliche Herr.

Der Tenor lächelte geschmeichelt. „Hier ist es doch eben ganz anders als im Ausland. Können Sie sich vorstellen, daß es mir in Amerika eines Tages passierte, daß mich jemand fragte, wer ich sei? Mich fragte, wer ich sei! Ich habe sehr kurz geantwortet: Kiepara — und bin weggegangen.“

Der freundliche Herr lachte ausgeliebt: „Ausgezeichnet! Prächtig! Und wie heißen Sie wirklich?“

Guter Rat.

„Also, vor allem darf Ihr Mann nicht zu starken Kaffee bekommen. Das regt ihn auf.“ — „Was soll ich denn tun, Herr Doktor, wenn er Blümchen vorgelegt bekommt, regt er sich ja noch mehr auf.“

Nichtig.

„Pflegete Ihr Freund mit sich selbst zu sprechen, wenn er allein war?“ fragte der Richter.

„Das wage ich nicht zu behaupten“, antwortete der Zeuge. „Wir sind nämlich niemals zusammen gewesen, wenn er allein war.“

Die große Premiere ging schief. Das Stück war unmöglich. Die Darsteller blieben unbeholfen. Der Ständel war nicht aufzuhalten. „Vorhang!“ schrie einer. — „Aufhören!“ Pflöge setzten ein. Vom Parterre. Von den Rängen. Von den Logen. Nur Mar applaudierte wie ein Wilder. — „Gefällt Ihnen denn das Stück?“ — „Nein, keineswegs“, applaudierte Mar mächtig weiter. „Aber warum applaudieren Sie denn dann?“ — Mar: „Ich kann nicht pfeifen, und da applaudiere ich den Leuten, die pfeifen.“

Frage nicht so dumm!



Zeichnung: Krusch

„Ist das hier Nummer 99?“
„Nein, hier ist Nummer 66, wir haben nur für einen Augenblick das Haus umgedreht.“

„Das ist die Liebe...!“

Im wunderschönen Monat Mai



„Ich liebe Sie, Fräulein Lotte. Abends sind Sie mein erster Gedanke und morgens mein letzter!“
„Sie meinen umgekehrt!“
„Nein, ich habe doch Nachtgedanken!“

Wird in die Zukunft: Deshalb es nicht zur Verlobung kam.



Dratselbändchen! „Hurra, von ganzem Herzen!“

Zeichnung: Krusch

Beim Heiratsvermittler.

„Die Dame hat die stattliche Mitgift von 60.000 Mark, und was bieten Sie ihr dafür, mein Herr?“ — „Einen uralten Namen.“ — „Und der wäre?“ — „Adam“, erklärt der stolze Verräter.

Senn (in dessen Arm eben vornehme Staditeute weilen, zur Klub, die zur vorab darfst du da nimmer rein! Eingang für Lieferanten nur rückwärts.“

Prof. Virchow ergründete einen russischen Studenten und fragte ihn, auf eine gewisse Partie des Brustkorbes eines Modelles zeigend: „Was ist das?“
Das Leber, Herr Professor“, sagte der Russe.

Prof. Virchow nickte ab. „Aber, mein Lieber, das stimmt nicht ganz. Erstens heißt es auch nicht das Leber, sondern die Leber. Zweitens heißt es auch nicht die Leber, sondern die Leber. Und drittens ist es leider nicht die Leber, sondern die Lunge.“

Ein gelöstes Problem.

Prof. Virchow fragte einen Kanibalen: „Was können Sie mir über die Funktion der Milz sagen?“

„Die Milz... ich... Herr Professor...“, stammelte der Gefragte. „Ich kann mich im Augenblick nicht darauf besinnen, aber ich habe es gestern noch ganz genau gewußt.“

„Wie schade“, meinte Prof. Virchow sarkastisch. „Sie sind der einzige Mensch, der dieses Problem bisher gelöst hat, und ausgerechnet Sie müssen es wieder vergessen.“

Falsch aufgefaßt.

„Sie werden nicht alt, wenn Sie weiter so viel Wein trinken, Herr Müller!“
„Das glaube ich schon, Herr Doktor — ehler Wein erhält jung!“

Schwierig.

„Warum läßt ihr Fräulein nicht mittun wenn ihr Indianer spielt?“
Der soll den gefangenen Weissen vorstellen, aber er will sich nicht waschen lassen!“

Dumme Antwort.

„Sagen Sie, Herr Doktor: Was tun Sie bei Erkältung?“
„Das kommt ganz darauf an, manchmal nieße ich, manchmal huste ich!“

Reisig.

Peter: „Nicht die Tassen abwischen, Tina — Mama bezweifelt nachher immer, daß ich geübt habe!“

Weinhändler Schmidt trifft seinen Kunden Meier, der ihm noch das Geld für die letzten hundert Flaschen Wein schuldig ist. Der Wein ist längst ausgetrunken, doch denkt Meier nicht an Zahlen. „So schicken Sie mir doch wenigstens die leeren Flaschen, Herr Meier, da ich sie anderweitig verwerten kann.“ — „Aber Herr Schmidt — nicht so hastig — zunächst sagen Sie mir einmal, was Sie mir für die Flasche geben wollen.“

Wir können uns die geplante Nordlandreise wegen der Krise in diesem Jahre nicht leisten, Liebste.“
„Kabelhaft, dann fahren wir eben nach dem Süden.“

Der Ratgeber.



Zeichnung: Krusch

„Wenn du hupst — statt der hupst — zwei Büfettischen dort, vier fisch, dann darfst du nichts mehr trinken, mein Junge.“

den waren. Im selben Jahr wurden 2285 Menschen ein Opfer der wilden Tiere. Die Tiger zerrissen 1033 Menschen, 218 stießen Leoparden zum Opfer, Wölfe, Wären, Elentanten, Hundel wilder Hunde, Wildbeber usw. bewiesen ebenfalls, daß sie den Menschen gefährlich werden.

Wald Feld und Heide

Edelsteine aus Tierknochen

Stetete verwandelt sich...

Der sogenannte „okzidentale“ Türkis, der zu verschiedenen Schmuckstücken verarbeitet wird, ist aber nicht mit dem orientalischen Türkis verwandt, ist überhaupt kein Mineral, sondern kommt von Tieren ab. Er rührt nämlich von den Knochen vorweltlicher Säugeltiere her, vom Mammut, Mastodon und Dinosaurier. Während des Lagerens in der Erde nehmen die Knochen phosphorhaltiges Eisen oder Blaueisenerde in sich auf und werden dadurch himmelblau gefärbt.

Die hauptsächlichste Fundstätte des okzidentalen Türkis ist Zimorre in der Gascogne in Frankreich. Man trifft ihn hier in gewissen Erdschichten so zahlreich an, daß zeitweise ein förmlicher Bergbau getrieben wurde. Aber auch in Sibirien gewinnt man diesen Stein, der eigentlich ein Knochen ist. Allerdings entstammt er hier den Zähnen des Mammuts. Beim Aufsuchen sind die Türkise unscheinbar grauweiß und erhalten erst durch Erhitzen eine schöne himmelblaue Farbe.

Geschliffen gleicht der okzidentale Türkis in der Färbung nahezu dem echten

Türkis. Nur scheint er bei künstlicher Beleuchtung etwas trübe. Gleichwohl sind Stücke von besonderer Größe sehr gesucht. An den geschliffenen Flächen bemerkt man auf dem dunkleren Farbengrunde hellere Streifen, die von der Struktur der Knochensubstanz herrühren, da sich die färbenden Stoffe nur in die feinen Knochenkanälchen eingelagert haben.

Gereimte Verbotstafeln

Während man gewohnt ist, in den öffentlichen Parks auf den Verbotstafeln Aufschriften zu lesen etwa wie: Blumenpflücken bei Strafe verboten!, will die Stadt Villtallen in Östpreußen es versuchen, diese Übertretungen durch gereimte Güte einzudämmen. So sind jetzt in den dortigen Anlagen Tafeln mit folgendem Text aufgestellt:

Für jeden Fuß ist jeder Gang,
Für jeden Mühen jede Ban,
Für jedes Auge jede Blume
Zum allgemeinen Eigentum.
Für Herz und Sinn ist alles schier —
Nur für die Finger gibt's nichts hier!
Und wer in Versuchung kommen sollte, acht-

los Papier fortzuwerfen, den ermahnt eine gereimte Tafel folgenden Inhalts:

Wer Glas, Papier und alte Luten
Und alles, was er sonst nicht braucht,
Hier von sich wirft, wird fünf Minuten
In kaltes Wasser eingetaucht!

Diese zweite Tafel könnte man auch seriöser im Reich aufstellen. Der Strafvollzug würde wohl nirgends auf Schwierigkeiten stoßen, da es ja allenthalben Wasser gibt.

Tiere fordern Menschenopfer

In welchem geeigneten Landstrich wir leben, dem Überschwemmungen, wie sie China hat, Tornados, wie sie in Nordamerika auftreten, Erdbeben, wie sie Japan verurteilen, fremd sind, das ist frei von reißenden Tieren, gewahren wir, wenn wir uns die Verurteilungen an Menschenleben betrachten, die andere Staaten aufzuweisen haben und die allein auf die Einwirkung der Natur zurückzuführen sind.

Indien allein verliert Tausende von Menschen jährlich durch Schlangenbisse oder wilde Tiere. In einem der letzten Jahre zählte man nicht weniger als 19.006 Personen, die durch Giftschlangen getötet wor-

Wie entstehen Irrlichter?

Irrlichter in der Nacht, Begleiter zum Tod! Wieviel geheimnisvolle Geschichten des Aberglaubens kreisen nicht um die seltsame Naturerscheinung des Irrlichtes. Man raunt von bösen Geistern, von den Seelen der Verirrten, die im Moor den Tod fanden und nun nächtlich als Flämmchen über dem kumpfigen Grund dahinzudümpfen müssen. So mancher hat sie gesehen, befreizigt sich und fürchtet Abies, das ihm bezaubert wird. Andere wieder wissen von guten Geistern zu erzählen, von Glückerkindern, die von Irrlichtern zu alten heimlichen Schätzen geführt wurden.

Wie entstehen Irrlichter? Die Wissenschaft weiß es längst. Sie berichtet, daß das Auftreten von Irrlichtern unabhängig von der Temperatur und Elektrizität ist, wie die Gelehrten früherer Zeit behaupteten, die das Irrlicht ähnlich wie das Zanti-Elmsfeuer erklärten. Das Irrlicht entsteht aus verschiedenen Gasen, die dem Boden entströmen, sich verbinden, bei niedrigem Luftdruck emporsteigen, sich entzünden und so das leuchtende Flämmchen verursachen.